



Salzburgs Friseursalons. Drei Beispiele aus dem 19. Jahrhundert

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsielen, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Die Familie Mozart hatte auf ihren Reisen einen eigenen und die Fürsterzbischöfe sowieso. Die Rede ist von Friseuren. Auch in Salzburg stand die Wiege des späteren Friseurberufs in den mittelalterlichen Badestuben. Freilich waren die damaligen Tätigkeiten mit jenen, die heute in einem Friseursalon angeboten werden nicht vergleichbar.

Aus dem Beruf des „Scherers“ in den Badestuben entwickelte sich zuerst der Barbier. Neben dem Rasieren und Haarschneiden - bei der männlichen Bevölkerung - übernahm er unter anderem auch das Aderlassen und teilweise das Schröpfen. So entwickelte sich aus der Aderlassschlüssel auch das Barbierbecken - das Standessymbol der Barbieri. Lange Zeit war dies auch das Symbol der Friseure, obwohl sie sich ab dem Ende des 19. Jahrhundert immer stärker von den Barbieren distanzierten, denen sie mangelhafte Ausbildung und geringes Können unterstellten. Um 1860 gab es in der Stadt Salzburg erst drei

Gewerbetreibende, die sich selbst überhaupt als Friseure bezeichneten, während zeitgleich 13 Männer das Barbierhandwerk ausübten. Immer wieder flammte auch die Diskussion auf, ob das französische Wort „Friseur“ nicht durch deutschsprachige Begriffe wie Haarkünstler, Haarschneider, Haarkräusler oder Haarpfleger zu ersetzen sei.

Der lange Schatten der Tradition

Noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wirkte das auf männliche Bedürfnisse fixierte Berufsbilder des Barbiers fort. Und so musste noch 1852 das k.k. Handelsministerium klarstellen, dass Haareschneiden nicht durch Wundärzte erfolgen darf! Im Jahr 1879 verwies der langjährige Vorsitzende der Salzburger Friseure, Jakob Geil (1850-1915), bei seiner Geschäftseröffnung auf seine fünfjährige Lehrzeit beim Salzburger Stadtwundarzt Carl Leonhart (1829-1889) und verstand dies wohl als Aussage über seine hervorragende Qualifikation.

Ausgewiesene Damenfriseure gab es in der Stadt vor der Jahrhundertwende kaum! Das Genderpricing - also unterschiedliche Preise für Damen und Herren - wirkte sich damals nicht nur für die männlichen Kunden, sondern auch für die Belegschaft positiv aus. Während Männer für die Haarpflege weniger als Frauen bezahlten, erhielten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei einer „Damenbedienung“ sogar bis zu 10 Prozent Provision.

In der Sammlung des Salzburg Museum finden sich zahlreiche Plakate, sowie Gerätschaften, die für einen Bader, einen Barbier bzw. Friseur unerlässlich waren. Das Spektrum reicht dabei vom Barbierbecken über Scheren, Rasiermesser bis hin einer Haarschneidemaschine, die mit Muskelkraft betrieben wurde. Die gesammelten Onduliereisen bzw. Brennscherenwärmer wurden kommerziell erst mit der Ausweitung des Kundenkreises auf Frauen benötigt. Ab der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert machte der Rasierhobel und bald der Sicherheitsrasierer den Barbieren bzw. Friseuren bei der männlichen Kundschaft eine immer größere Konkurrenz. Dies war vermutlich nur einer der Gründe,

warum das Angebot für Frauen in der Folge immer mehr ausgeweitet wurde.

Salzburgs erste Damenfriseurin?

Der Friseurberuf war lange Zeit fest in Männerhand und Frauen hatten es schwer Fuß zu fassen. 1893 wollte die Wiener Friseurinnung einem weiblichen Friseurlehrling die Freisprechung als Rasurgehilfen wegen „Schicklichkeitsrücksichten“ verweigern. Dies lag auch daran, dass das Frisieren und Haarschneiden außer Haus bei Frauen später als bei Männern zur Mode wurde. Lange Zeit war es üblich den Friseur z.B. vor dem Besuch eines Balls zu sich ins Haus zu bestellen. Und so verwundert es nicht, dass Salzburgs Friseure noch bis um 1900 in den Zeitungsannoncen immer auch auf ihre Hausbesuche hinwiesen. Zahllose Zeitschriften gaben den Frauen überdies Anleitungen, samt Abbildungen, wie die aktuellen Frisuren selbst gekämmt, gebunden oder gesteckt werden konnten. Die damaligen Modefriseure spielten mit einem Adelsbezug und hießen dann in der Saison 1886/87 *Elisabeth-Frisur* oder auch *Stephanie-Frisur* und in der Saison 1890/91 gab es eine *Princess Beatrix-Frisur* ebenso wie eine *Valerie-Frisur*. Während in Wien ab den 1880er Jahren öffentliche Bewerbe im Damenfrisieren existierten, fand in Salzburg erst 1907 ein solcher Wettbewerb statt!

Eine der ersten Frauen, die in Salzburg ein Friseurgeschäft eröffnete, dürfte vermutlich die, aus Oberösterreich stammende, Johanna Feyerl (1819-1899, geb. Jerg) gewesen sein. Feyerl begann Anfang der 1860er Jahre am Hannibalplatz (heute: Makartplatz) mit ihrer Friseurinnentätigkeit. 1866 übersiedelte sie - nach der Hochzeit mit dem Gold- und Silberarbeiter Martin Feyerl - ihr Geschäftslokal ins „Gewölbe an der Bürgerspital-Kirche“. Sie war eventuell auch die erste, die sich alleine auf ein weibliches Publikum spezialisierte. Feyerl bezeichnete sich selbst als „Damen-Friseurin“ als sie im Jahr 1869 ihr Geschäft in der Getreidegasse bewarb. Nur wenige Monate später, im August 1870, übersiedelte sie ihren Friseur-Salon erneut - dieses Mal an die Ecke Klampferergasse mit der „Front gegen die Salzach“. Sie sicherte ihrer weiblichen Kundschaft eine moderne und geschmackvolle Ausführung „bei billigen Preisen“ zu. Doch nur

wenige Jahre später - im Jahr 1878 - war der Betrieb am Ende, die gesamte Einrichtung wurde versteigert und die Spuren von Frau Feyerl verlieren sich.

Johann Stojanovic - ein Wiener Friseur

Deutlich erfolgreicher verlief die Friseurkarriere von Johann Stojanovic (auch: Stojanowitsch). Stojanovic wurde 1838 in Neusatz im Königreich Ungarn (heute: Novi Sad/Serbien) geboren. Über Wien kam er mit seiner Gattin Anna, die 1836 in Königgrätz in Böhmen (heute: Hradec Králové/Tschechien; gest. 1893) geboren wurde, nach Salzburg.

Am 10. April 1869 eröffneten die beiden einen „Wiener Rasir- & Frisir-Salon“ im Eckhaus der Theatergasse (1881 abgebrochen). Seine Wiener Ausbildung sollte Stojanovic noch lange in seinen Zeitungsanzeigen hervorheben, und er pries darin nicht nur den Salon an, sondern bot auch - wie damals üblich - Hausbesuche, sowie Abonnements für das Rasieren, aber auch das Frisieren an. Seine Frau, so wurde betont, kümmere sich im gleichen Ausmaß um die weibliche Kundschaft. 1875 übersiedelte der Salon an die Adresse Hannibalplatz.

Ab den 1860er Jahren begannen Salzburgs Friseure auch, wohl als zusätzliche Einnahmequelle, verschiedenste Parfümerieprodukte zu verkaufen und Frauenhaare - für Perücken und Haarteile - anzukaufen. Im Parfümeriebereich machten sie damit allerdings einer Reihe von bestehenden Gewerbetreibenden Konkurrenz. Nicht so seriös war wohl der Handel mit allerlei Haarwuchsmitteln, wie ihn auch Stojanovic betrieb.

Stojanovic bewarb seine Parfümerieprodukte „der ersten Hoflieferanten“ sowie sein großes Sortiment an Toilettenartikel. Mit letzteren waren vor allem Käämme, Haarnadel aber auch Frisurnetze gemeint. Während der Lebenszeit von Stojanowitsch erlebte der Friseurberuf zahlreiche Professionalisierungsschübe: In handwerklicher Sicht beschleunigte die bereits in den 1860er-Jahren erfundene

Haarschneidemaschine die Tätigkeit des Haarschneidens. In organisatorischer Sicht kämpften die Friseure im Land Salzburg für eine eigene berufliche Vertretung, da sie in jedem Bezirk einer anderen Interessensvertretung zugeordnet wurden. So wurden sie im Gasteinertal der Genossenschaft der Gastwirte zugeteilt. 1892 trafen sich die Friseure erstmals zum *Österreichischen Friseurtag*, um aktuelle berufliche Fragestellungen zu erörtern. Die Lehrzeit sollte einheitlich auf vier Jahre verlängert werden und zur reinen handwerklichen Tätigkeit kam die bereits erwähnte Kaufmannskomponente mit den Kosmetikprodukten hinzu. Und schließlich wurden immer neue hygienische Maßnahmen, wie die Desinfektion der Schneidgeräte, zum Schutz der Kundinnen und Kunden ergriffen. Auch stieg in jener Zeit das Selbstbewusstsein der Friseure und man versuchte sich immer klarer von den reinen Barbieren abzugrenzen.

Bereits zwei Jahre später, am 15. Oktober 1877, übersiedelte Stojanovic sein Geschäft erneut, dieses Mal in die Theatergasse. Nach der Errichtung des Bazar-Gebäudes verlegte er im Juli 1882 neuerlich seinen Salon. Damals waren in jenem Teil des Gebäudes der heute die Spängler Bank beherbergt, zahlreiche Geschäfte eingemietet. In den 1880er Jahre eröffnete Stojanovic schließlich eine Filiale in Zell am See in der Seegasse. Anfangs arbeitete die Ehefrau ebenfalls im Geschäft, doch dürfte sie sich dann mehr um die drei Töchter (Pauline, Marianne und Hedwig) sowie den Sohn Ludwig gekümmert haben, da in der Werbung kein namentlicher Bezug mehr auf sie erfolgte.

Der Sohn Ludwig übernahm nach dem Tod des Vater 1897 das Friseurgeschäft und vollendete die Eindeutschung des Familiennamens von Stojanovic zu Stojanowitsch. Ludwig Stojanowitsch (1875-1899) konnte das Geschäft des Vaters aber nur kurze Zeit fortführen ehe er im jugendlichen Alter von nur 24 Jahren ebenfalls verstarb.

Ein Friseur in der Vorstadt: Konrad Wondre

Zugewandert war auch der Friseur Konrad Wondre (1873-1910). Wondre

stammte aus Iglau in Mähren (heute: Jihlava/Tschechien) und kam 1893 als Friseurgehilfe nach Salzburg. Hier heiratete er 1896 Antonie (1878-1933, geb. Steiner) aus Linz. Wondre kaufte in der Müllner Hauptstraße das Friseurgeschäft des Salzburger Gemeinderats Karl Brunner (1851-1927) und baute sich „durch sein geschäftliches Können, sowie sein stets zuvorkommendes Benehmen“ eine gute Existenz auf. Er war auch einer der ersten, die sich in der neuparzellierten Ignaz-Harrer-Straße ein Haus errichteten. Hier wurde von Konrad Wondre auch eine Filiale seines Friseurgeschäfts eingerichtet. Wondre war aber auch standespolitisch tätig, nämlich in der Genossenschaft der Friseure und Barbieri, deren Vorsitzender Gemeinderat Karl Brunner war.

Aus den Annoncen, die Wondre regelmäßig in den unterschiedlichen Medien inserierte, wissen wir auch, dass er beispielsweise zum Wochenlohn von zehn Kronen für einen „tüchtigen Herrenbediener“ auch ein Frühstück und ein Mittagessen bot. Während Wondres Berufsleben gab es zahlreiche Neuerungen in der Friseurbranche: Denn um die Jahrhundertwende kamen in Salzburgs Friseursalons erstmals Haarwaschbecken und elektrische Haartrockner zum Einsatz. Und kurz vor seinem Tod wurde die lange geforderte Fachschule für Friseure in der Stadt Salzburg endlich Realität.

Nach dem 1. Weltkrieg wandelte sich der Friseurberuf und die Haartrends neuerlich massiv: Es begann der Siegeszug der Dauerwelle, der an die Friseurinnen und Friseure neue fachliche und technische Anforderungen stellte. Und ab 1921 wurde es, dankt der Filmschauspielerin Asta Nielsen (1881-1972) sogar vorstellbar, dass Frauen kurze Haare in Form eines Bubikopfes trugen.



Weite Reise, rätselhafte Wege - ein Archivbestand kehrt zurück nach Salzburg

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsihen, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Die meisten Archivalien des Stiftsarchivs St. Peter kamen auf sehr geregelten Wegen an ihren jetzigen Platz: Sie entstanden in einer Verwaltungsstelle des Stiftes und wurden, nachdem man sie im täglichen Geschäft nicht mehr brauchte, ans Archiv abgegeben, wo sie seitdem aufbewahrt werden. Einige Dokumente allerdings haben verschlungene Wege hinter sich, bevor sie (wieder) ins Archiv kommen.

Ein solcher Fall trat 2018 auf, als das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Wien in ihren Beständen Archivalien fand, die ganz eindeutig aus St. Peter stammen. Seit wann sie in Wien lagerten, und wie sie dorthin gekommen waren, konnte nicht mehr festgestellt werden. Nach Durchsicht des Bestandes können wir aber ein paar Vermutungen darüber anstellen.

Als der Bestand seinen Weg nach St. Peter fand, war ein großer Teil davon noch in kleine Pakete verschnürt, ganz so, wie man sie im 18. und 19. Jahrhundert oft aufbewahrt hatte. Nach einer fotografischen Dokumentation der verschlossenen Pakete begannen wir, die Schnüre zu lösen und die Pakete zu entfalten. Von

vielen Seiten rieselte einem noch der Schreibsand entgegen, den man früher über die frisch geschriebenen Seiten gestreut hatte, um die Tinte nicht zu verwischen.

Das Ordnen und Erschließen des Bestandes gestaltete sich als Herausforderung: Die Archivalien stammten aus insgesamt drei verschiedenen Jahrhunderten, aus verschiedenen Provenienzen (Herkunftsorte), und betrafen komplett unterschiedliche Themen. Es handelte sich sowohl um Getreidelisten des 17., Bittschriften der Untertanen aus dem 18., und Verwaltungsschriftgut des frühen 19. Jahrhunderts. Das älteste Stück ist ein Gerstenezehentregister von 1632, in dem die Verwaltung des Amtes Viehhausen detailliert auflistet, wie viel Gerste die Bauern dieser Gegend als Abgabe nach St. Peter liefern sollten. Das jüngste Dokument ist das Konzept eines Briefes, in dem man sich über die Aufstockung eines Nachbarhauses der Stiftsbäckerei beschwerte, man befürchtete, dass die Bäckerei so Tageslicht verlieren könnte.

Eine besonders häufige Gattung stellen die Untertanenbitten dar, in denen sich die Bewohner der zum Stift St. Peter gehörigen Gebiete, die dem Stift auch Abgaben schuldig waren, mit Bitte um Zahlungsnachlass an das Kloster wandten. Eine der Abgaben war zum Beispiel die Anlait, die bei der Übergabe eines Hofes an neue Besitzer:innen fällig wurde, etwa nach dem Tod des:der Vorbesitzers:in. Diese Anlait konnte oft nicht bezahlt werden, wenn der übernommene Hof in den ersten Jahren nicht so gute Erträge brachte wie erhofft oder von Naturkatastrophen heimgesucht wurde, dann bat man St. Peter um den Erlass der Gebühr.

Ein solcher Fall ist etwa der von Anna Grundtnerin,[\[i\]](#) die sich im Jahr 1734 an Abt Placidus wandte, weil sie die Anlait nicht zahlen konnte. Sie beschreibt in ihrem Brief, wie sie nach dem Tod ihres Ehemanns Hans Millauer seine Schulden erbt. Mit zwei minderjährigen Töchtern und ohne finanzielle Mittel ließ sie sich zu einer zweiten Eheschließung überreden und kaufte mit ihrem zweiten Ehemann Rupert Grundtner[\[ii\]](#) das Muhrlehen und die Mauthmühle zurück, die nach dem Tod ihres Ehemanns zwangsversteigert worden waren. Damit wurde für sie die Anlait doppelt fällig: einmal durch den Tod ihres Ehemanns, und zusätzlich noch durch den Rückkauf des Hofes bei der Versteigerung. Die durch diese zweifache Besitzveränderung fällig gewordene Gebühr betrug 83 Gulden und 15

Kreuzer. Laut dem Kaufkraftrechner der Universität Salzburg^[iii] wäre dies deutlich mehr als der Jahreslohn eines ungelernten Arbeiters und damit eine beträchtliche Summe. Zudem war die gekaufte Mühle einsturzgefährdet und bedurfte einer dringenden Reparatur. In dieser verzweifelten Lage bat Anna Grundtnerin Abt Placidus in einem Brief um Erlass der Anlait.

Auf ihrem Brief erhalten ist außerdem eine Zusammenfassung des Gutachtens, das man in St. Peter zu dem Fall einforderte. Darin empfahl der Beamte die Reduzierung der Schuld auf 70 Gulden. Abt Placidus gab daraufhin die Anweisung, nach dem Gutachten zu verfahren.

Fälle wie dieser sind ein wunderbarer Einblick in die Sozialgeschichte vergangener Jahrhunderte, und durch die Rückgabe der Archivalien an St. Peter und die Erschließung im Archivinformationssystem können sie der Forschung zugänglich gemacht werden. Im Zuge der Aufarbeitung des Bestandes wurden viele Personen- und Hofnamen erfasst, die jetzt Interessent:innen der Ahnenforschung und Hofgeschichte dienen können.

Noch immer nicht geklärt ist allerdings, wie die Archivalien an das Musikwissenschaftliche Institut gelangen konnten. Es handelt sich dabei nicht um prachtvoll ausgestattete Bücher mit hohem monetärem Wert, und auch nicht um einen ausgewählten Selekt zu einem einzelnen Thema, der an ein bestimmtes Forschungsprojekt denken lässt.

Zwei Möglichkeiten sollen hier vorgestellt werden: In den 20ern des letzten Jahrhunderts studierte in Wien Pater [Maurus Schellhorn](#) aus St. Peter am Institut für Österreichische Geschichtsforschung und promovierte bei dem Musikwissenschaftler Prof. [Robert Lach^{\[iv\]}](#), dem er möglicherweise einen möglichst diversen Bestand an Archivalien, der allerdings nicht sehr wertvoll war, zur Verwendung in einer Übung im Institutskurs, überlassen hat.

Eine zweite Verbindung nach Wien kommt durch Pater Friedrich Hermann zustande, der etwa ein Jahrzehnt nach Maurus Schellhorn ebenfalls am Institut

für Österreichische Geschichtsforschung studierte. Er könnte den Bestand nach Wien mitgenommen haben, um ihn zu erschließen und um damit zu arbeiten.

Trotz ihres rätselhaften Abstechers nach Wien sind die Archivalien jetzt also in Salzburg angekommen und stehen im Speicher des Archivs, wo sie als spannendes Beispiel für die Verwaltungskultur des Klosters dienen.

Folgende Akten stehen den Benutzer:innen des Archivs der Erzabtei St. Peter ab sofort neu zur Verfügung:

Akt 2988	Rechnungsunterlagen und Listen zum Amt Abtenau
Akt 2989	Untertanen- und Parteisachen zum Amt Eching
Akt 2990	Untertanen- und Parteisachen zum Amt Pinzgau
Akt 2991	Untertanen- und Parteisachen, Zehente und Abgaben zum Amt Pongau
Akt 2992	Gerstenezehentregister und Fällgenehmigung Amt Viehhausen
Akt 2993	Schonung von Bäumen und Holzbewilligungsscheine Amt Weildorf
Akt 2994	Untertanenbitten, Verwaltungskorrespondenz, Rechnungen, Amt Weißenbach bei Kuchl
Akt 2995	Rechnungen, Korrespondenzen aus dem Munizipialamt Salzburg
Akt 2996	Rechnungen der Wirtschaftshaltung des Klosters, Temporalia
Akt 2997	Urkundenabschriften und Findbehelfe
Akt 2998	Untertanenbitten an Abt Placidus aus verschiedenen Ämtern
Akt 2999	Varia der Akzession Universität Wien (Akz. 2018/03)

[\[i\]](#) Vgl. ASP, Akt 2990/1.

[ii] Vgl. Pfarre Saalfelden, Trauungsbuch III, S. 79. ([Trauungsbuch - TRBIII | Saalfelden | Salzburg: Rk. Erzdiözese Salzburg | Österreich | Matricula Online \(matricula-online.eu\)](#))

[iii] [Salzburger Kaufkraftrechner 1477-2020 - Projekte und Publikationen \(sbg.ac.at\)](#)

[iv] Vgl. Hirtner, Gerald: Maurus Schellhorn OSB, 1888-1973, S. 331-341 in: „... und mit dem Tag der Zustellung dieses Erlasses aufgelassen“. Die Aufhebung der Katholisch-Theologischen Fakultät Salzburg 1938, hrsg. von Alois Halbmayr und Dietmar W. Winkler. Innsbruck/Wien 2022. S. 335.



Barockes Thesenblatt

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Gedruckte Thesenblätter kamen, vor allem im jesuitisch geprägten Umfeld, in der Barockzeit in Mode. Sie dienten zur Ankündigung einer sogenannten „Disputation“, der kommissionellen Abschlussprüfung (Doktorprüfung) an einer

Universität und wurden daher öffentlich angeschlagen bzw. als Einladung an Adelshäuser, andere Klostersgemeinschaften usw. verschickt. Im Laufe der Zeit wurden sie immer großformatiger und prächtiger ausgestaltet. Dementsprechend teuer war die Anfertigung.

Thesenblätter wurden immer nur in kleinen Auflagen mit wenigen Exemplaren gedruckt und sind daher heute begehrte und seltene Sammelobjekte. Die Darstellung des Klosters im Hintergrund lässt darauf schließen, dass das vorliegende Blatt für einen Mönch aus Polling bestimmt war. Der (möglicherweise) ursprünglich vorhandene Text (Ort und Datum der Disputation, Name des Prüflings, Prüfungsthemen - seine „zu verteidigenden“ Thesen) ist hier nicht erhalten.

Das großformatige, barocke Thesenblatt zeigt eine allegorische Darstellung der drei Kardinaltugenden Glaube, Hoffnung und Liebe als junge Frauen mit den Attributen Kelch (Glaube), Anker (Hoffnung) und Herz (Liebe) sowie weiteren Attributen. Gemeinsam mit verschiedenen Engeln umgeben sie den Gekreuzigten, aus dessen geöffneter Seite ein Strahl entspringt, der auf eine zu Füßen des Kreuzes sitzende Frau herniedergeht. Im Hintergrund ist die Anlage des Klosters Polling zu erkennen, mit zwei berittenen Jägern und Hunden, die ein Tier (Reh?) stellen, das zu einem Kreuz Zuflucht genommen hat. Diese kleine Darstellung könnte ein Hinweis auf eine Gründungslegende sein, der zufolge Bayernherzog Tassilo III. (um 741 - um 796) das Kloster um 753 errichten ließ.

Kloster Polling liegt im oberbayerischen Landkreis Weilheim-Schongau (südwestlich von München) und war ursprünglich eine Benediktinerabtei, später siedelten sich Augustiner-Chorherren an. Im Mittelalter war Polling Ziel von Wallfahrten. Nach einem Brand um 1400 begann der Kirchenneubau im gotischen Stil, im Laufe vieler Jahrzehnte wurden große Teile der Klosteranlage umgestaltet (Prefektur, Refektorium, Bibliothek).

Nach 1700 begann der barocke Neubau der Klosteranlage, wobei man auch die - nunmehr vom Gedankengut der Jesuiten geprägte - Schule erweiterte. Polling wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts ein wichtiges Zentrum der naturwissenschaftlichen Bildung, mit eigener Sternwarte, naturwissenschaftlichem Kabinett und umfangreicher Bibliothek mit rund 80.000 Bänden. Die Mönche publizierten zum Teil selbst, einer von ihnen, Eusebius Amort (1692-1775) war zudem Mitbegründer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zugleich unterstützte das Kloster um 1750 maßgeblich den Bau der Wieskirche.

Nach dem Verbot des Jesuitenordens in den 1770er Jahren und Auflösung des Klosters 1803 übernahm ein Schweizer Fabrikant die gesamte Anlage und begründete eine Musterlandwirtschaft. Heute wird das ehemalige Kloster als Hospiz geführt, einige weitere Betriebe haben sich angesiedelt.

Für ein Thesenblatt legte ein Vorzeichner, höchstwahrscheinlich nach Kundenwunsch, die gesamte Bildkomposition an. Beim vorliegenden Blatt stammen Entwurf und Gestaltung vom renommierten, in Augsburg ansässigen Maler Johann Georg Bergmüller (1688-1762), der vor allem als gefragter Kirchenmaler (Fresken, Altargemälde) arbeitete. Nun wurde das Blatt einem Kupferstecher übergeben. Hier fertigte Gabriel Bodenehr der Jüngere (1705-1792), der einer angesehenen Augsburger Kupferstecherfamilie entstammte, die Druckplatte an. Die Schwierigkeit beim Anfertigen einer Druckplatte besteht grundsätzlich darin, die Darstellung exakt spiegelbildlich widerzugeben, um sie danach seitenrichtig drucken zu können. Die hier verwendete Technik, die sogenannte Mezzotinto- oder Schabtechnik kann als „verfeinerte Variante des Kupferstichs“ bezeichnet werden. Dieses Tiefdruckverfahren erlebte vor allem im 17. und 18. Jahrhundert eine besondere Blütezeit und wurde speziell für großformatige Einzelblätter angewendet.

Beim Mezzotintoverfahren wird die Kupferplatte mit verschiedenen Werkzeugen vollständig aufgeraut, bis sie mit einem dichten, gleichmäßigen Raster überzogen ist. Ein Abdruck wäre nun samtig-schwarz. Der Kupferstecher glättet hierauf alle

Partien und Flächen, die im Abdruck hell erscheinen sollen. Je sorgfältiger poliert wird, desto heller wird das Ergebnis. Mit dieser sehr aufwendigen und langwierigen Technik wird eine praktisch alle Nuancen umfassende, kontrastreiche Licht- und Schattenwirkung erzielt. Die empfindlichen Druckplatten gestatten allerdings eine Auflage von maximal 100 Exemplaren.

Schließlich erhielt der Augsburger Verleger Gottlieb Heuss den Auftrag zum Druck. Die Grafik präsentiert sich heute mit Passepartout, Glas und Rahmen. Das vorliegende Thesenblatt ist für das Stiftsmuseum Mattsee von Bedeutung, weil es eine Ansicht des Klosters Polling zeigt, das ebenso wie Mattsee auf eine Gründung von Bayernherzog Tassilo III. zurückgeht.



Ein Christuskopf als Schlussstein

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA

9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den firsiere, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Bei der Sanierung/Umbau der Adneter Pfarrkirche im Jahr 1973 wurde unter der zweiten Emporestufe ein gotischer Schlussstein gefunden.

Ein Schlussstein befindet sich am höchsten Punkt eines Bogens oder Gewölbes. Der Schlussstein schließt das gebogene Mauerwerk ab und verkeilt es. Dadurch gibt er dem Gefüge den entscheidenden Halt. Aufgrund seiner Bedeutung und

zentralen Lage ist er oft besonders verziert. Häufig trägt der Schlussstein ein Wappen, die Initialen des Erbauers oder eine Kopfplastik.

Dieser Schlussstein aus der Adneter Kirche zeigt einen Christuskopf im Halbreliief mit Bart. Die Darstellung des Christuskopfes entspricht der Zeit, ist aber nicht sehr detailliert ausgearbeitet. In der Bibel findet man zahlreiche Vergleiche von Jesus Christus als Schlussstein (oder Eckstein), der von den Bauleuten verworfen wurde. Auch der Apostel Paulus schreibt in seinem Brief an die Epheser (Eph. 2.20): „Ihr seid auf das Fundament der Apostel und Propheten gebaut; der Schlussstein ist Jesus Christus“. Es ist also nicht verwunderlich, dass der Schlussstein in einer Kirche ein Bildnis Christi zeigt.

Die erste Erwähnung einer Kirche in Adnet erfolgte bereits um 745 n.Chr. Dies ist nur kurz nach der erstmaligen Erwähnung des Orts Adnet im Jahre 741. Die erste Kirche war aber sicher ein Holzbau. Dieser viel spätere gotische Schlussstein wurde aus Adneter Marmor (Sorte Wimberger) gefertigt und dürfte bei der Erweiterung des Kirchenbaus um ein Seitenschiff im Jahr 1706 angefallen sein. Aufgrund der Form des Schlusssteins mit seinen vier Anschlüssen passt er zweifelsfrei zum erhaltenen gotischen Kreuzrippengewölbe der Pfarrkirche.

Der Werkstoff „Adneter Marmor“ wurde in der Adneter Kirche auch für den Bodenbelag, für Säulen und den Altar verwendet. Außerhalb von Adnet fand der rote Stein seit der Römerzeit weite Verbreitung in Österreich und den angrenzenden Ländern (z.B. für die 24 fünf Meter hohen, 18 Tonnen schweren, monolithischen Säulen des Peristyls im Wiener Parlamentsgebäude).



Astronomische Uhr

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firisiren, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperversständnisses, Marburg.

Im Stiftsmuseum Mattsee befindet sich eine Astronomische Uhr, die im Jahr 1704 nach dem Vorbild der großen Astronomischen Uhr im Straßburger Münster gebaut wurde. Der Konstrukteur dieses Wunderwerks war Johann Baptist Ölperl, seines Zeichens Doktor der Theologie, apostolischer Protonotar, Kanoniker des Stifts Mattsee und Vikar in Mattighofen. Von 1713 bis zu seinem Tod im Jahr 1721 wirkte Ölperl als Dekan des Kollegiatstifts Mattsee. Seine eigentliche Leidenschaft galt jedoch zeitlebens der Mathematik und der Astronomie.

Astronomische Uhren zeigten nicht nur die Uhrzeit, sondern auch astronomische Gegebenheiten und astrologische Konstellationen an. Seit dem späten Mittelalter wurden sie in Kirchen aufgestellt oder an öffentlichen Gebäuden angebracht. Neben der Darstellung der verschiedenen Himmelsbewegungen sollten die Betrachter aber auch zum Nachdenken über die Schöpfung und über die eigene Vergänglichkeit angeregt werden. Dazu wurden etwa Figurenspiele benutzt, die diese Zusammenhänge deutlich machen sollten. So gesehen entsprach eine Astronomische Uhr dem barocken Weltbild.

In der Fachliteratur fand Dr. Johann Baptist Ölperl eine genaue Beschreibung der damals allseits bewunderten astronomischen Uhr im Straßburger Münster. Dieses beeindruckende, achtzehn Meter hohe technische Meisterwerk war zwischen 1540 und 1574 gebaut worden. Ölperl verfolgte nun ein ehrgeiziges Ziel: Er

wollte die Straßburger Uhr in verkleinertem Maßstab möglichst in allen Kunststücken nachbauen. Dazu fand er im Mattighofener Uhrmachermeister Matthias Fiederer einen begeisterten Helfer. So entstand eine von den Bürgern viel bewunderte Uhr, die, wie man glaubte, auch geheimnisvolles Wissen über den Einfluss der Planeten auf menschliches Schicksal preisgeben könnte.

Bis heute ist es erstaunlich, welche technischen Feinheiten das knapp zweieinhalb Meter hohe Holzgehäuse birgt. Am Sockel befindet sich, zwischen geschnitzten Engeln und Wolken, eine große, aufwendig gravierte Metallscheibe. Sie zeigt den Sonnenaufgang und Untergang sowie die jeweilige Länge von Tag und Nacht, verbunden mit einer Stundenuhr. Darüber kreisen zierliche Triumphwägen, auf denen die personifizierten Planeten als Tagesregenten sitzen, um eine *Viertel-Uhr*, die zu jeder Viertelstunde schlägt. Das mittlere Hauptstück bildet das feuervergoldete *lebendige Astrolabium*, ein Beobachtungsinstrument sowohl für astronomische als auch astrologische Berechnungen. Es zeigt unter anderem die *Conjunktionen und Oppositionen* der Planeten, aus denen sich *gutwillige oder böswillige* Auswirkungen erschließen lassen. An den fünf darüber befindlichen, horizontal angeordneten Scheiben lassen sich die *Epizyklien* ablesen, welche die direkten oder rückläufigen Kreisbahnen der fünf kleinen Planeten beschreiben. Es folgt die Mondscheibe mit genauen Angaben der jeweiligen Phasen. Im Giebel kreisen beim Uhrenschlag die personifizierten Erdteile Afrika, Europa, Asien und Amerika. Bekrönt wird alles vom Auferstandenen und dem Tod, die einander den Rücken zukehren und sich zu jeder Viertelstunde zeigen. Darüber hinaus sind an der Uhr auch alle variablen Sonnen- und Mondesfinsternisse sowie die Festtage des Jahres ablesbar.

Neben dieser Astronomischen Uhr, seinem bedeutendsten Werk, konstruierte Johann Baptist Ölperl in seiner Mattighofener Zeit weitere mechanische Uhren und technische Instrumente. Er befasste sich intensiv mit mathematischen Studien, die er auch veröffentlichte. So erschien um 1700 bei Mayr in Salzburg eine in Latein abgefasste wissenschaftliche Arbeit über Problemstellungen der Gewässervermessung mit dem Titel: *Problema novum de longitudine hydrographica primum inventa et in lucem edita*. Darin wird unter anderem ein von ihm entwickelter mechanischer Schrittzähler vorgestellt. Zudem baute er sich nach und nach eine eigene Studiensammlung auf, bestehend aus verschiedenen Globen, einschlägiger Fachliteratur und mathematischen Instrumenten. Laut Testament hinterließ er fünfundzwanzig Uhren und *Astrolabia*, wovon die *große*

Strassburger uhr samt denen zwey illuminierten globis dem Stift verblieben und heute im Stiftsmuseum Mattsee zu sehen sind. Auch die Bücher vermachte er dem Stift, die Instrumente *von Mössing* erhielten die Jesuiten der bayerischen Provinz.

Johann Baptist Ölperl war mehr als zwanzig Jahre lang Vikar in Mattighofen, bevor er am 3. April 1713 zum Dekan des Kollegiatstifts Mattsee gewählt wurde. Mit diesem Amt verbunden war die Leitung der damals inkorporierten Pfarre Obertrum, wo er die Pfarrkirche nach Mattseer Vorbild barockisieren und mit Stuck ausstatten ließ. Diese Kirche wurde jedoch beim verheerenden Ortsbrand von 1917 zerstört.

In Obertrum ließ er zudem den alten *Pfarrhof*, heute Lindenhof, neu ausstatten und errichtete daneben eine hölzerne private *Einsiedelei samt Kapelle*. Der turmartige, dreigeschossige Bau hat innen eingefügte winzige Emporen und ist mit Malereien in kräftigen Farben reich ausgestattet. Die fast 40 Einzelszenen, die oft an Theaterkulissen erinnern, zeigen endzeitliche Darstellungen und Szenen mit Eremiten.

Im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger Johann Sebastian Wisinger beschränkte sich Ölperl in Mattsee auf kleinere Baumaßnahmen. So sanierte er in der Pfarrkirche St. Laurentius die beiden Seitenaltäre und den Turm, errichtete ein Chorherrenhaus und ließ eine Gruft bauen. Neben einigen liturgischen Geräten und Bildern erhielt die Stiftskirche eine Weihnachtskrippe, einen Ölberg und ein Heiliges Grab, wichtige Anschaffungen im Sinne barocker Volksfrömmigkeit.

Er setzte ein Stipendium für Studierende aus, das in erster Linie an Mattighofener zu vergeben war.

Dr. Johann Baptist Ölperl starb am 14. Dezember 1721 und wurde in der Stiftskirche Mattsee begraben. Sein Epitaph aus Adneter Marmor befindet sich im nördlichen Querhaus. Die Inschrift würdigt den Naturwissenschaftler unter den Mattseer Dekanen: *Sta viator et caelum e terra suspice. Hic iacet qui in terra viuesis sapius caelum dimensus est* - Bleib stehen Wanderer und blicke zum Himmel auf von der Erde. Hier liegt, der auf Erden lebend öfters den Himmel vermessen hat.



Die Zunfttruhe - Rituelles Mittelpunkt des Zunftwesens

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Als Mitte des 19. Jahrhunderts die Zünfte aufgelöst wurden kamen sehr viele „Zunftaltertümer“ in die Museen. So kam auch die, aus dem Jahr 1706 stammende, Zunftlade der Müller ins Salzburg Museum.

Es ist erstaunlich, wie stattlich die Anzahl an Zunftgeräten ist, die das Salzburg Museum bewahrt. Es handelt sich hierbei um Truhen, Kassen, Kreuze, Stangen, Pokale, Humpen, Krüge, Kannen, Becher, Stammtischzeichen, Hauszeichen, „Willkomm“ genannte Zunfttrinkgefäße und um ein Gestaltgefäß, einen sogenannten Binderschlögl. Derartige, im gemeinschaftlichen Besitz der Zünfte befindliche Gegenstände waren unverzichtbare Bestandteile des Zunftrituals, das die Aktivitäten der Zünfte bestimmte. Das Salzburg Museum ist mit dem umfangreichen Bestand an „Zunftaltertümern“ allerdings kein Einzelfall, auch in zahlreichen anderen Museen des gesamten deutschsprachigen Raums sind sie in großer Zahl zu finden. Der Grund dafür liegt in der Auflösung der Zünfte kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Einführung der Gewerbeordnung ihr Ende darstellte. Nicht nur die Bedeutung des Zunftwesens als korporative, genossenschaftliche Sozialform war verlorengegangen, auch die Zunftgegenstände waren plötzlich funktions- und nutzlos geworden. Zeitgleich,

um die Mitte des 19. Jahrhunderts, waren vielerorts „vaterländische Vereine“ ins Leben gerufen und kulturhistorische Sammlungen gegründet worden. Da die Erforschung der Historie und die Wahrung ihrer Hinterlassenschaften zu deren höchsten Zielen zählten, bemühten sie sich glücklicherweise um die herrenlos gewordenen Zunftgeräte und integrierten sie in ihre Museen. Teilweise gingen sie aber auch in den Besitz der den Zünften nachfolgenden Innungen über oder sie wurden, wenn sie, wie Zunftkreuze, -fahnen, -stangen und ähnliches mehr, kirchlichen Zwecken dienten, bei den Zunft- oder Bruderschaftsaltären der Kirchen belassen. Gerätschaften, die der Zunftmeister in Verwahrung hatte, wie Zunftladen mit ihren Urkunden, Pokale und dergleichen, verblieben bei ihm und seinen Erben, die darin bald ihren persönlichen Besitz sahen. Aus dem Nachlass verstorbener Zunftmitglieder wurden Gegenstände auch veräußert, kamen in den Handel oder wurden auf Auktionen versteigert.

Aus dem Jahresbericht 1889 des [Städtischen Museums Carolino Augusteum](#) ist ersichtlich, dass auch die Zunftlade der Müller ein solcher Ankauf war. Leider ließ sich nicht ermitteln, wer der Anbieter gewesen ist. Nach ihrem Erwerb ist sie anscheinend sofort zur Ausstellung gekommen. Die Truhe ist auf einem historischen Foto aus der Zeit um 1900 zu sehen, das die sogenannte „Zunftstube“ im damaligen Museum zeigt. Sie zählte zu den von Direktor [Jost Schiffmann](#) (1822-1883) inszenierten Räumen, in denen er Ambiente der Vergangenheit schuf und die Objekte zu Ensembles vereinte. Diese Arrangements blieben nach seinem Weggang im Jahr 1881 teilweise bis zum Zweiten Weltkrieg bestehen.

Die Zunfttruhe der Müller ist eine aus Nussholz gefertigte große Truhe mit schwarzen, gerippten Leisten und gedrehten, grün und mit goldenen Ranken bemalten Säulchen. Auf der Vorderseite befindet sich in einem gerahmten Feld das von zwei Putti gehaltene, gemalte Wappen des Salzburger Fürsterzbischofs Johann Ernst von Thun. Zu beiden Seiten wird es von je einem ovalen Bildchen, links eine Mühlen-, rechts eine Flusslandschaft, in goldener Blattwerkrahmung eingefasst. Direkt über dem Wappen sitzen zwei Schlösser mit rankenverzierten Beschlägen. Auf der Rückseite findet sich ein ebensolches gerahmtes und gemaltes Feld. In der Mitte halten zwei Greife ein Rad, das Zeichen der Müllerzunft. Ovale Bildchen in Blattwerkrahmung, links wiederum eine Mühlen-, rechts eine Flusslandschaft, flankieren die Darstellung. Die beiden Schmalseiten sind mit je einem Tragegriff mit rankenverzierten Beschlägen ausgestattet. Der

Deckel ist mit einer Einlegearbeit versehen, die die Jahreszahl 1706 zeigt. Im Inneren des Deckels befindet sich in einer länglichen Achteckrahmung eine in Tempera gemalte Darstellung. In der Mitte thronen die Madonna und das Kind in einem gerahmten Kranz aus weißen und roten Rosen. Mutter und Kind halten vor sich eine Kartusche mit dem Müllerwappen. Darunter findet sich die Jahreszahl 1706. Zur Rechten von Maria steht der Heilige Nikolaus, links die Heilige Katharina. Zu ihren Seiten schieben zwei Engel Vorhänge zurück. Im Hintergrund tut sich eine Landschaft auf. Auf eigens gerahmten, gewölbten Eckzwickeln stehen vier in Goldschrift gemalte Namen. In ihrem Inneren ist die Truhe in ein großes und an der Seite in zwei kleinere Fächer unterteilt.

Bei der Zunftlade der Müller des Salzburg Museum handelt es sich um ein echtes Prachtexemplar. Es waren die Meister, die sich fast immer künstlerisch gestaltete Hartholztruhen mit eingelegten Zunftemblemen auf dem Deckel und den Wandfeldern leisteten. Die Annahme liegt nahe, dass auch die Lade der Müller von einem Zunftmeister in Auftrag gegeben wurde, da einer der im Deckelinneren Genannten ein Zechmeister war (eine nachgewiesene Bezeichnung für Zunftmeister): „Mathias Oberholzner, Zöchmaister“. Obwohl die Zünfte nicht wohlhabend waren, legten sie Wert auf eine schöne und gediegene Gestaltung ihres Gemeinschaftsbesitzes. Dennoch übertreffen die Zunftladen das übrige Gerät an Aufwändigkeit und künstlerischer Individualität, eine Tatsache, die mit ihrer Funktion zusammenhängt. Die Zunfttruhe war das wichtigste Gerät einer Zunft und stellte den gegenständlichen und rechtsrituellen Mittelpunkt des Zunftbrauchtums dar. Aus diesem Grund wird sie auch oft als „Lade“ bezeichnet, ein Name, der bereits bei der Bibelübersetzung verwendet wird und dort die „Bundeslade“ als die Aufbewahrungstruhe für die steinernen Tafeln mit den Zehn Geboten charakterisiert. Die Zunfttruhe wurde meistens im Haus des Zunftmeisters verwahrt, konnte ihren Standort aber auch in der Herberge oder Zunftstube haben. Wenn sich die Zunftmitglieder versammelten, wurde sie feierlich herbeigetragen, aufgestellt und geöffnet. Sie musste daher trag- und sperrbar sein. Dass die Zunft nur „bei offener Lad“ tagen und verhandeln konnte, verdeutlicht den überaus hohen Stellenwert der Zunftlade. Vor ihr wurde der „Jahrtag“ abgehalten, an dem die Zunft sämtliche Entscheidungen fällte. Hier wurden Verstöße gegen das Gewerberecht, kleinere Delikte oder auch sittenpolizeiliche Vergehen, die die Zunftbrüder betrafen, geahndet. Vor der geöffneten Lade kam es zum Freisagen der Lehrbuben, zum Ausstellen des Gesellenbriefes usw. Das Schließen der Truhe bedeutete, dass keine

rechtskräftigen Handlungen mehr vorgenommen werden konnten bzw. das Ende der Versammlung. Ihre rechtliche Funktion wird auch deutlich, wenn sie bei der Berufung eines neuen Zunftvorstands zum Einsatz kam, ein Brauch, der als „Ladumtragen“ bezeichnet wurde. In der Lade verwahrte der Zunftmeister die für das Zunftleben maßgeblichen Dokumente wie Zunftordnungen, Urkunden, Statuten, Protokolle, Kassenbücher, Meister- und Gesellenaufnahmebücher, Freibriefe, Korrespondenz, eventuell auch die Kassa. In den kleinen, seitwärts angebrachten Fächern, wie sie auch die Zunfttruhe der Salzburger Müller zeigt, wurden die Zunftsiegel aufbewahrt.

Inhalt und Bedeutung der Zunftlade machten es notwendig, dass sie zwei oder drei unterschiedliche Schlösser besaß. Der Sicherheit und Kontrolle wegen waren die Schlüssel auf die Amtsinhaber verteilt, die die Truhe nur gemeinsam öffnen konnten. Auch die Zunftlade der Müller weist zwei Schlösser auf. Mit großer Wahrscheinlichkeit bildeten die vier im Deckelinneren genannten Zunftmitglieder den Vorstand, der auch die Schlüsselgewalt innehatte: Zechmeister Mathias Oberholzner, Christoph Freyhamer, Philipus Liner und Georgius Perger. Der Moment, als sie die Lade öffneten, muss für die Versammlung der Müllerzunft nicht nur das Zeichen für den Beginn der Tagung gewesen sein, er wird sie auch beim Anblick der im Deckelinneren abgebildeten Muttergottes mit dem Kind und den beiden Heiligen in große Ehrfurcht versetzt haben. Spätestens seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert, als eine Differenzierung des Handwerks in selbstständige Gewerbe erfolgte, erwählten sich die einzelnen Berufsgruppen bestimmte Heilige als Schutzpatrone. Maßgeblich dabei war der Bezug von Leben und Wirken der Heiligen zum entsprechenden Handwerk. Oftmals waren es auch die Attribute, die eine Beziehung zum jeweiligen Gewerbe herstellten. So ist es bei den Müllern unter anderem die [Heilige Katharina](#) mit dem Rad und der [Heilige Nikolaus von Myra](#), der drei goldene Kugeln auf einem Buch in den Händen hält. Hier wird sofort klar, dass derartige Bezugnahmen oftmals von weit hergeholt waren. Das Rad der Heiligen Katharina und auch die drei goldenen Kugeln des Heiligen Nikolaus hatten in ihren Überlieferungen einen vollkommen anderen Sinn. Die Müllerzunft sah in dem Rad der Katharina ein Mühlrad, und die drei goldenen Kugeln des Nikolaus stellten schlichtweg drei Brote dar. Darüber hinaus war es die für den Heiligen Nikolaus legendäre Volkstümlichkeit, weswegen er aber auch Patron zahlreicher anderer Zünfte war. Die höchste Patronin war naturgemäß Maria mit dem Kind, deren Schutzfunktion eine ganz eigene Note erhält, indem sie und das Kind das Müllerwappen vor sich halten und

berühren.

Dass die Zunftlade der Müller Salzburger Provenienz ist, lässt sich anhand des Wappens auf ihrer Vorderseite festmachen. Es ist das von Fürsterzbischof [Johann Ernst von Thun](#) (reg. 1687-1709), in dessen Regierungszeit auch die auf der Truhe zweimal erscheinende Jahreszahl 1706 fällt. Der Grund, warum das Wappen an dieser Stelle installiert wurde, mag mit der von ihm eingeführten Neuerung im Organisationsrecht der Salzburger Zünfte zusammenhängen. Durch Johann Ernst von Thun erhielt das gesamte Erzstift eine zentralistisch strukturierte Ladenverfassung. Das hieß, dass das Zunftwesen dem Hoheitsrecht des Salzburger Landesfürsten unmittelbar unterstellt wurde. Niemand konnte ohne dessen Wissen einem Handwerk einverleibt und zum Meister aufgenommen werden. So scheint das Wappen auf der Zunftlade der Müller wie eine Legitimation, die der Zechmeister Mathias Oberholzner auf der Vorderseite des rechtlich wichtigsten Gegenstandes der Zunft anbringen ließ.



Der Städte-Atlas „Prospectus elegantiores“

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den firsiere, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Der „PROSPECTVS ELEGANTIORES ...“ ist eine Seite des Homann'schen „Städt-Atlas oder: Schauplatz berühmter Städte, Vestungen, Prospeckte, Gegenden, Grundrisse, Belagerungen, etc.“ der in Nürnberg ab 1707 in mehreren Auflagen

erschien. Das Blatt zeigt neben einer Gesamtansicht der Stadt vom Kapuzinerberg, je zwei Ansichten der Universitätskirche und des Domes, den Innenhof der Universität, die Festung, das Glockenspiel, die Pferdeschwemme und die Felsenreitschule sowie eine Ansicht von Schloss Klessheim mit verschiedenen Beschreibungen.

Der „PROSPECTVS ELEGANTIORES Splendissimae Archiepiscopalis Urbis Salisburgensis, praecipuarúmque in ea Illustrium, ac maximè mirabilium, tam Sacrarum quam profanarum Aedium pro ornamento tabulae Geographicae ex utróque latere et infra appendendo exhibiti À IO. BAPTISTA HOMANNO Noribergae.“ - so die umfassende Titelbeschriftung - ist eine Seite des Homann'schen „Städt-Atlas oder: Schauplatz berühmter Städte, Vestungen, Prospekte, Gegenden, Grundrisse, Belagerungen, etc.“ der ab 1707 in mehreren Auflagen in Nürnberg erschien.

Das Blatt zeigt in loser Anordnung zehn Ansichten verschiedener Gebäude Salzburgs sowie eine Gesamtansicht der Stadt vom Kapuzinerberg aus. Alle Detailansichten, die wohl nach verschiedenen Vorlagen nachgestochen wurden, sind mit Beschriftungen und teilweise mit einer Legende versehen, die Legende für die Stadtansicht flankiert die zentral über dem Titel angeordnete Ansicht der „Hochfürstl. Haupt-Wacht“ mit dem Glockenspiel. In einer nebenstehenden Beschriftung wird erwähnt, dass das Glockenspiel über 35 Glocken verfügt und täglich dreimal gespielt wird. Die Nordseite weist, abweichend zur heutigen Situation, drei Portale auf. Als Vorlage ist ein Kupferstich von Christoph Lederwasch „Das Salzburger Glockenspiel“ anzunehmen, der zu dessen Fertigstellung 1704 entstand.

Oberhalb des zentralen Bildfeldes wird links ein „Prospect von dem inneren Plaz der Benedict: Universitet“ gezeigt und rechts daneben ein Blick auf die „Haupt-Vestung und Schloss Hohen Salzburg“. Ersteres zeigt den Südflügel mit offenen Arkadengängen und zwei symmetrisch zur Mittelachse angelegten Treppen. Die Vorzeichnung für den Stich von Odilo Guetrat, ein bekannter Geograph des Stiftes Michaelbeuern, von etwa 1710 befindet sich im Salzburg Museum (Inv-Nr. 1349-49). Bemerkenswert ist dabei der Hinweis an den Kupferstecher, dass der „Mönchsberg frei und ferne zu halten“ sei, da sich zwischen Universität und Berg der ehemalige Marstall (Festspielhaus) und die Hofstallgasse befinden. Die Legende erwähnt die einzelnen Fakultäten und das große Theater, das 13

„Veränderungen“ (Bühnenbilder) erlaubte. Als Vorlage für den Blick auf die Festung von Süd-Ost kann eine Radierung von Gabriel Bodenehr erwähnt werden, die gegen 1700 entstand. Die Legende bezeichnet einzelne Teile der Burg und hebt dabei die marmornen Apostelreliefs in der Georgskapelle und das zweimal täglich erschallende Orgelwerk hervor. Gemeint ist damit der ‚Salzburger Stier‘, eine Walzenorgel, die 1502 unter Ebf. Leonhard von Keutschach im Krautturm installiert wurde.

Im linken oberen Eck werden untereinander zwei Ansichten des „prächtigen neuen Universitets Tempels IMMAC. CONCEPT. B. V. M.“ dargestellt, die die Wichtigkeit und Aktualität des Hauptwerkes von Johann Bernhard Fischer von Erlach in Salzburg unterstreichen. Die Legende benennt die umliegenden Häuser. Als Vorlage ist der Stich zur 1707 erfolgten Weihe der Kirche von Johann Ulrich Kraus nach Pater Aemilian Rösch zu nennen. Dieser zeigt unterhalb der zentralen Innenansicht, eine Seitenansicht, die Fassade und den Grundriss des Gebäudes, wobei die Fassade ohne Ansicht der Kuppel ausgeführt ist.

Ebenfalls in zwei Ansichten wird darunter die „Ertzbischöfl. Hohen Thums Kirchen“ dargestellt. Die Fassade oben weist bereits den vollständigen Skulpturenschmuck auf, mit den 1697/98 entstandenen Apostelfürsten Petrus und Paulus von Michael Bernhard Mändl. Bemerkenswert ist die dichte Reihe von Wasserspeiern an den Domplatzfassaden der Residenz und des Klosters St. Peter. Die Legende der Seitenansicht „von Mitternacht anzusehen“ rühmt die vier Orgeln unter der Kuppel und die „Neue gar große“ über dem Portal mit 3266 Pfeifen und 42 Registern. Interessant erscheint der Hinweis, dass alles Dach der Kirche „von dicken Kupfer“ ist. Überdimensional groß wird der Residenzbrunnen gezeigt, dessen Wasser „etliche Zoll dick, 18 Schuh hoch [über den Aufbau hinaus] springt“. Der Stich ist in manchen Teilen detailreicher als die als Vorlage mögliche Arbeit von Johanna Sibylla Küssel von 1690.

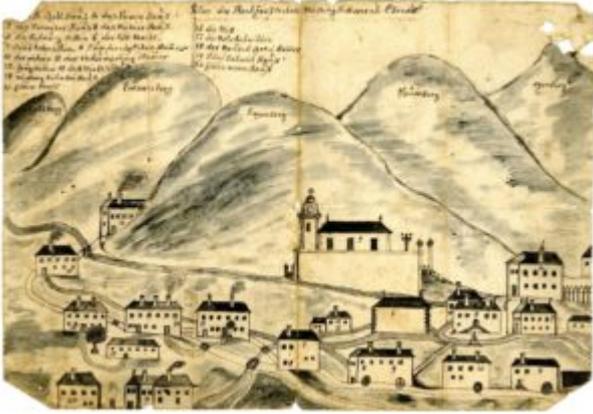
Rechts daneben beschließt eine breit gelagerte Gesamtansicht der „Hoch-Fürstl. Haupt- und Residenz STADT SALZBURG“ den unteren Rand des Blattes. Übereinstimmend hinsichtlich der Dominanz der verschiedenen Kirchengebäude, der Anlage der Vorstadt Stein und mancher Details, wie den Brunnen vor dem Schloss Mirabell, kann als Vorlage ein Stich von Johann Friedrich Probst, der gegen 1710 entstand, angenommen werden.

Am rechten Rand werden darüber von unten nach oben der „Prächtigste

HochFürstliche Lust-Palast, und Garten Klessheim“, die „Sommer Reitschul“ mit der „EDMUND-BURG“ und der „ansehnlich HochFürstl: Hoffstall“ vorgestellt. Die Ansicht von Schloss Klessheim zeigt einen Idealentwurf mit bühnenartiger Vordergrundarchitektur, wie sie von Johann Bernhard Fischer von Erlach in sein Druckwerk der „Historischen Architektur“ von 1712 aufgenommen wurde. Der tatsächliche Bau weicht in mehreren Details, wie der Auffahrtsrampe, vom Stich ab. Die Legende zur Ansicht der Sommerreitschule verweist auf den Almkanal durch den Mönchsberg, der von „Chunonis de Guetrath, Anno 800“ unter Ebf. Arno angelegt wurde. Der Blick auf die Pferdeschwemme zeigt die ursprüngliche Platzsituation, bevor die Schwemme mit der abschließenden Wand zum Mönchberg nach Plänen von Franz Anton Danreiter 1732 umgestaltet wurde.

Der Verleger und Kupferstecher Johann Baptist Homann wurde am 20. März 1664 in Oberkammlach bei Mindelheim geboren. Nach dem Besuch der Jesuitenschule in Mindelheim konvertierte er 1688 zum lutherischen Glauben und wurde 1691 Nürnberger Bürger. 1693 verließ er Frau und Kind um in Wien Dominikanermönch zu werden, bemühte sich jedoch bereits 1695 - nach einem unsteten Wanderleben voller Glaubenszweifel - von Erlangen aus erneut um das Nürnberger Bürgerrecht, das er nach der Rückkehr zum lutherischen Bekenntnis 1698 wiederum erhielt. Es wird angenommen, dass er dort die Kunst des Kupferstechens autodidakt oder bei David Funck (1642 - 1709), für den er bis 1702 tätig war, erlernte. Die Kriegskarte „Typus belli in Italia“ von 1702 begründet den Erfolg seines eigenen Verlages, der nach seinem Tode am 1. Juli 1724 zuerst von seinem Sohn Johann Christian (1703 - 1730) weitergeführt wurde und danach unter dem Namen „Homannsche Erben“ bis 1848 bestand. 1715 wurde er Mitglied der königlich preußischen Societät der Wissenschaften und Kaiser Karl VI. verlieh ihm den Titel eines „Kayserlichen Geographen“. Zar Peter Alexejwitsch ernennt ihn zum „Kayserlich russischen Agenten“.

Johann Baptist Homann sticht um die 200 Karten und verdrängt durch eine günstige Preispolitik zunehmend die führenden holländischen und französischen Verleger vom deutschen Markt. 1707 erscheint ein Atlas mit 40 Karten der in einer weiteren Auflage 1712 auf 100 Karten erweitert wird. Als Hauptwerk gilt der „Große Atlas über die ganze Welt“ mit 126 Blättern von 1716.



Das Messingwerk und der Eisenhammer von Ebenau

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsihen, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Die Ansicht um das Jahr 1727 zeigt das ehemalige Messingwerk und den Eisenhammer von Ebenau zur Zeit seiner wirtschaftlichen Blüte. Diese Werks- und Wohnsiedlung bestand damals aus: 1: Gotteshaus, 2: das Vikarhaus, 3: das Verweserhaus, 4: das Mesnerhaus, 5: die Schmelze, 6: der Kohlenstadel, 7: die Drahtschmiede, 8: Kupferhammer, 9: Eisenhammer, 10: der mittlere Messinghammer, 11: der untere Messinghammer, 12: der Zeughammer, 13: das Wirtshaus, 14: das Messingschaberhaus; 15, der Zimmererstadel, 16: die Mühle, 17: die Rohrschmiede, 18: der Rauschgoldhammer, 19: das Hufschmiedhaus, 20: das Zimmermannshaus. Noch heute der Ortskern von Ebenau auf diese alte Industriesiedlung zurück.

1585 wurden hier von der Handelsfamilie Stainhauser ein Messingwerk und eine Drahtmühle gegründet. 1622 wurde das Industrieunternehmen vom Salzburger Landesherrn Erzbischof Paris Lodron gekauft und ausgebaut.

In den Jahren 1650 bis 1740 entwickelte sich neben der Salzgewinnung am Dürrnberg diese Messingindustrie in Ebenau und in Oberalm, wo sich ein weiteres Werk befand, zur wichtigsten Einnahmequelle des Erzstiftes Salzburg. Obwohl die Rohstoffe vornehmlich aus dem Ausland kostspielig importiert werden mussten, nahmen die in Ebenau erzeugten Halbfabrikate eine Vorrangstellung am ausländischen Markt ein. Ebenau war auch das Zentrum der Waffenerzeugung im

Erzstift Salzburg. Über drei Generationen, von 1636 bis in die 1690er Jahre, fertigte hier die berühmte aus dem thüringischen Suhl stammende Waffenschmiedefamilie Klett ihre qualitätvollen Erzeugnisse an. Handelsbeschränkungen durch die Nachbarstaaten und Unrentabilität in der Erzeugung führten aber langfristig zum Niedergang der Metallverarbeitung in Ebenau. 1844 wurde die Messinghütte, 1875 auch der Kupfer- und Eisenhammer geschlossen.

Ebenau wurde zwar 1182 erstmals urkundlich schon erwähnt, doch befand es sich bis zum Jahr 1585 in einem sogenannten Dornröschenschlaf. Dieser wurde aber jäh beendet durch die Gebrüder Stainhauser, die vom Salzburger Erzbischof Jakob Khuen Belasi die Genehmigung erhielten, in Ebenau einen Messinghammer und eine Drahtmühle aufzubauen. Die Gegend um Ebenau war bis dahin ein großes Waldgebiet, in dem sich eine Reihe von Einzelhöfen angesiedelt hatte.

Die Stelle beim Wasserfall am Schwarzbach, an dem 1585 die Stainhauser das Messingwerk errichtet hatten, war damals ein noch unbebauter Wiesenfleck und liegt heute inmitten des Dorfes Ebenau. Lediglich ein Heustadel stand in der Nähe und eine Mühle und ein Sägewerk in weiterer Entfernung.^[1] Einen Ortskern wie heute gab es also damals noch nicht. Um das hier angelegte Messingwerk sollte sich in den nächsten Jahrzehnten eine Industriesiedlung entwickeln, an die die heutige Ortsanlage in ihrer Geschlossenheit immer noch erinnert.

Das Messingwerk der Stainhauser

Aber warum siedelten die Stainhauser ausgerechnet hier in Ebenau ein Messingwerk an? Wo doch in und um Ebenau keines der für die Erzeugung von Messing benötigten Rohstoffe, Kupfer und Zink, vorkommt. Außerdem waren beide Metalle im Erzbistum Salzburg nicht ausreichend, bzw. gar nicht vorhanden. Auch wenn man in diese Gesamtsituation miteinbezieht, dass die Familie Stainhauser eigene Anteile an den Kupferbergwerken in Großarl, am Radstädter Tauern und in Schladming besaß und sie das von ihnen geförderte Kupfer in ihren Messingwerken verarbeiten konnten, so war der Gedanke an Rohstoff nicht wirklich das ausschlaggebende Moment, der die Stainhauser dazu bewegen haben konnte, Ebenau als Standort für einen Messingbetrieb auszuwählen. Vielmehr kam hier das reiche Vorkommen an Energiequellen zu tragen. Denn zur Erzeugung von Messing waren Wasserkraft und

Brennmaterialien für die Beheizung der Schmelzöfen unabdingbare Notwendigkeiten. Die in Ebenau zusammenfließenden wasserreichen Bergbäche konnten geradezu ideal für die benötigte Wasserkraft genutzt werden. Und in den dicht bewaldeten Gebieten um Ebenau standen genügend Holzressourcen zur Verfügung.

Ein weiterer Gesichtspunkt für die Anlegung des Messingwerkes in Ebenau war wohl auch die Nähe zur Stadt Salzburg, von wo aus die in Ebenau erzeugten Produkte ins Ausland verhandelt werden konnten. Die erzbischöfliche Residenzstadt war ja Kreuzungspunkt des Fernhandels sowohl zwischen Süd und Nord, also Venedig und den deutschen Reichfürstentümern, als auch zwischen Ost und West, und somit zwischen Ungarn, Tirol und der Schweiz. Hier in Salzburg trafen sich die in- und ausländischen Fernhändler, um sich mit Messing zu versorgen.

Die Stainhausers legten aber nicht nur den Grundstein für die Entwicklung des Dorfes Ebenau zur größten Messingindustrie im Land Salzburg, sondern sie waren auch die Wegbereiter für die Etablierung der Messingindustrie im Salzburger Erzbistum. Denn auf die Initiative der Familie Stainhauser sind die Anlagen von insgesamt drei Messingwerken im Land Salzburg zurück zu führen. Neben der Errichtung des Messingwerkes in Ebenau hatte sie bereits einige Jahrzehnte davor einen Messinghammer im Gnigler Graben bei Salzburg erbaut und in den Jahren 1590/91 einen Messinghammer in Oberalm erworben.^[2]

Dass auch die Salzburger Erzbischöfe an der Unterstützung privater Industriebetriebe im Erzbistum interessiert waren – was sich natürlich auch auf den Reichtum des Landes Salzburg auswirkte –, zeigte sich darin, dass Erzbischof Johann Jakob Khuen Belasi kurz nach der Begründung des Messingwerkes in Ebenau den Stainhausern ein Waldstück im Döllererwald zugewiesen hatte, wo sich der Betrieb mit Holz versorgen durfte. Die Stainhausers verstanden es gut, einen florierenden Betrieb aus ihrem Werk in Ebenau zu machen. Denn bereits nach 14 Jahren seines Bestehens wurde das Messingwerk weiter ausgebaut. Die immer wiederkehrenden Hochwasser, die den Betrieb im Messingwerk von Oberalm einschränkten, veranlassten die Stainhausers dazu, Ebenau den Vorzug zu geben und hier ein weiteres Drahtwerk zu errichten. Im Jahr 1599 befanden sich nun in Ebenau ein Messinghammer und zwei Drahtmühlen.^[3]

Trotz der ursprünglich guten wirtschaftlichen Voraussetzungen wechselten die drei Messingwerke, nach mehr als 50 Jahren ihres Bestehens, die Besitzer. Durch verschiedene Umstände, wie geringere Erträge der Bergwerke, aber vor allem durch die schlechte Zahlungsmoral des Landesfürsten, durch die die Stainhausers gezwungen waren, Kredite aufzunehmen, schlitterten sie mit ihrem Vermögen in den Konkurs. 1615 wurde vom Landesherrn, Erzbischof Markus Sittikus, das Konkursverfahren eingeleitet. Die drei Messinghämmer wurden einer Kreditorenkommission zur Verwaltung übergeben.^[4]

Die Erzbischöfe als Eigentümer

Damit begann nun die nächste und längste Phase für das Messingwerk in Ebenau. Im Jahr 1622 kaufte nun Erzbischof Paris Lodron die Anteile der Stainhausers an den Bergwerken und die Messingwerke auf.^[5] Erzbischof Paris Lodron verfolgte mit dem Ankauf dieser Bergwerke und der Metallverarbeitung die bereits unter seinen Vorgängern begonnene Monopolisierung des Salzburger Bergwesens. Ziel war es, unter anderem durch die Inkorporierung von wirtschaftlich bedeutenden Betrieben, sich die Wirtschaft dienstbar zu machen und somit als Landesherr und Fürst immer größeren Einfluss auf allen Gebieten des Lebens zu erhalten. So nimmt es nicht Wunder, dass Erzbischof Paris Lodron bestrebt war, die der Salzburger Hofkammer, der sogenannten erzbischöflichen Finanzkammer, unterstellten neu erworbenen Messingwerke zu ertragreichen Einnahmequellen zu machen. Während der Messinghammer im Gnigler Graben nicht mehr lange Bestand hatte und bereits vor dem Jahr 1655 aufgelassen worden war^[6], wurden in den beiden Messingbetrieben in Oberalm und Ebenau umfangreiche Ausbaumaßnahmen unternommen. Hatten doch die beiden Werke unter der Kreditorenverwaltung eher Schaden erlitten. Mit den Erweiterungsbauten durch Paris Lodron wurde das Aussehen des Werkes in Ebenau im Wesentlichen für die gesamte Zeit seines Bestehens gestaltet. Besonders hervorzuheben ist der Bau der Ebenauer Schmelzhütte im Jahre 1634.^[7] Dieses Gebäude befindet sich immer noch vor Ort und beherbergt heute das Gemeindeamt von Ebenau. Das heute noch vorhandene Wappen des Erzbischofs an der Nordseite des Gebäudes erinnert an seinen Erbauer.

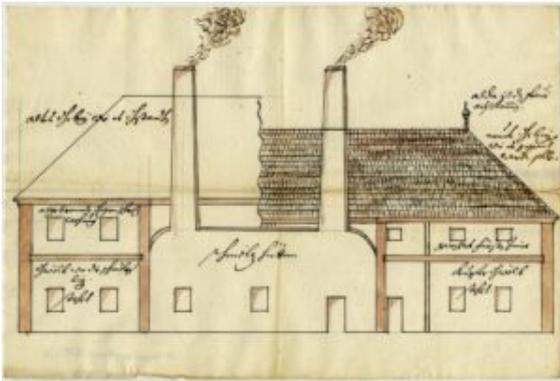


Abb. 2: Aufriss der Messinghütte mit dem Fürstenstöckl, wie sie nach dem Brand von 1698 wieder aufgebaut werden sollte. Heute beherbergt dieses Gebäude das Gemeindeamt und das Museum. Original: SLA, Hofkammer Haupthandlung 1699/1 Lit. B. Reproduktion: SLA.

Die von Paris Lodrons Nachfolgern unternommenen Veränderungen beschränkten sich eigentlich nur mehr auf Vergrößerungen einzelner Werksanlagen sowie auf Reparaturen von Schäden, die großteils durch Erosion, Brand oder Hochwasser entstanden waren. So wurde zum Beispiel im Jahre 1661 die Werksanlage durch ein schweres Hochwasser beschädigt. Eindringener Sand und Schotter richteten am Eisenhammer einen Schaden von ca. 100 fl an.^[8] 1698 brach ein Großbrand in der Brennhütte aus. Nur mit größter Mühe konnte damals wenigstens das Erdgeschoß mit der Schmelzhütte, den Warengewölben und der Brennerstube vor den Flammen gerettet werden. Auch das unmittelbar daneben stehende Verweserhaus, der Kohlenstadel und der Kupfer- und Eisenhammer überstanden die Feuersbrunst unbeschadet.^[9] Und weil aus diesem Großbrand Lehren gezogen worden waren, indem man mehr Spritzen, Feuerleitern und Eimer anschaffte, konnte ein neuerlicher Brand im Kohlenstadel im Jahre 1712 rasch gelöscht werden.^[10] Ein weiterer Brand im Jahre 1718 vernichtete den Kupfer- und Eisenhammer vollständig. Doch auch aus diesem Brand zog man die Lehren, und es wurde eine zweite Feuerspritze zum Preis von 125 fl angeschafft.^[11] Ein letzter Brand im Werk wird aus dem Jahre 1762 gemeldet. Damals brannte eine Drahtschmiede ab.^[12]

Im Jahre 1691 wurde der Betrieb in Ebenau um einen Messinghammer erweitert. Dazu wurde ein ungenützter ehemaliger Kupferhammer umgebaut.^[13] Grundlegende bauliche Umgestaltungen, die das Industrieensemble des Ebenauer Werkes verändert hätten, gab es bis auf den Kirchenbau um 1700 nicht.^[14]

Eine Darstellung Ebenaus aus dem 18. Jahrhundert (Sicher ist, dass sie nach 1727 entstanden ist, da auch das Verweserhaus zu sehen ist, das in diesem Jahr erbaut wurde.^[15]) zeigt alle für das Messingwerk wichtigen Gebäude. Dem Schöpfer des Bildes ging es dabei nicht um eine naturgetreue Darstellung oder gar um eine künstlerische Ausgestaltung mit allen Details, sondern ihm war nur daran gelegen, die für Ebenau und das Messingwerk wichtigen Gebäude planmäßig zu erfassen und bildlich zu dokumentieren. Der Zeichner selbst bezeichnete das Bild als „Plan des hochfürstlichen Mössing Hüttwerch Ebenau“^[16].

Die nun folgende Aufzählung der Gebäude erfolgt in der Reihenfolge, die die Zahlen auf den Gebäuden vorgeben. Dargestellt sind: Im Zentrum des Messingortes steht die Kirche (1), die als „Gots Haus“ bezeichnet wird. Weiters: das Vikarihaus (2); das Verweserhaus (3); das Mösnerhaus (4); die Schmelzhütte (5), die 1634 erbaut wurde und in der sich heute das Gemeindeamt und das Museum mit dem Fürstenstöckl befinden; der Kohlstaßl (6), das heutige Haus Ebenau Nr. 29^[17]; die Drahtschmiede (7); der Kupferhammer (8); der Eisenhammer (9); der mittlere Messinghammer (10); der untere Messinghammer (11), die Zeughämmer (12); das Wirtshaus (13); das Messingschaberhaus (14), in dem heute ein Cafe und eine Bank untergebracht sind^[18]; der Zimmerstadel (15); die Mühle (16); die Rohrschmiede (17); der Rauschgoldhammer (18); das Hufschmiedhaus (19) und das Zimmermannshaus (20).

Die Gebäudeverteilung des Messingdorfes zeigt, dass sich Ebenau zu einer Siedlungsanlage entwickelt hat, die zugleich Fabrik und Wohnsiedlung war. Denn die Wohnungen der Ebenauer Werksarbeiter und deren Familien waren zum größten Teil in den Werksgebäuden untergebracht.

Haupthandlung (Verwaltungsbehörde im Bergbauwesen)

Dass eine ökonomische Bewirtschaftung der erzbischöflichen Messingwerke, sowohl in Oberalm als auch in Ebenau, einer amtlich lenkenden Stelle bedurfte, war auch dem Wiederbegründer Erzbischof Paris Lodron bewusst. Zugleich mit

dem Erwerb der beiden Messinghütten unterstellte er sie der Verwaltung der Haupthandlung^[19], welche im Übrigen auch für die Administration des gesamten landesfürstlichen Bergbauwesens zuständig war. Ihren Sitz hatte die Haupthandlung in Salzburg, im Haus Getreidegasse 19, dem Haus der ehemaligen erzbischöflichen Münzstätte. An der Organisation der Messingwerke, wie sie unter den Stainhausern bestanden hatte, änderte auch die Leitung der Haupthandlung nicht allzu Grundsätzliches. Die Stelle der Stainhausers hatte nunmehr die Haupthandlung inne. Die in den Werken vorhandenen Arbeiter wurden weiter bestellt, ebenso die mit der direkten Führung der Werke vor Ort betrauten Werksverwalter, den Werksverwesern. Diese wurden von Privatangestellten zu Beamten. Die Haupthandlung war nun verantwortlich für den Einkauf der Rohstoffe und deren Transport zu den Werken. Sie trug auch Sorge für die Verteilung und Ausgaben des für die Aufrechterhaltung der Betriebe notwendigen Betriebskapitals und natürlich ebenso für dessen Kontrolle. Eine besonders wichtige Aufgabe war natürlich auch der Verkauf der produzierten Messingwaren. Die Beamten der Haupthandlung mussten nicht nur gute Organisatoren sein, sondern auch gute kaufmännische Fähigkeiten besitzen. Denn der Haupthandlung unterstand der gesamte landesfürstliche Bergbau, bei dem es ein nicht unbeträchtliches Vermögen zu verwalten und für die landesfürstliche Kasse zu vermehren galt. Mit ihrem Handlungsgeschick gelang es ihr, die Messingproduktion und den Vertrieb so zu fördern, dass die Erträge aus den Messinghütten die Gewinne aus den Bergwerken sogar übertrafen.

Die von der Haupthandlung vorgenommenen Verkaufsgeschäfte für Messingwaren wurden nicht nur in Bargeschäften sondern auch in Kreditgeschäften abgewickelt, wobei der Schwerpunkt auf dem Handel mit Kreditgeschäften lag. Barzahler waren sowohl die kleineren Kaufleute als auch einheimische Handwerker, die nur in geringeren Mengen die Waren abnahmen. Das große Geschäft wurde mit der Kreditzahlungsweise gemacht. Den großen Fernhändlern wurde bei Abnahme großer Mengen an Messingprodukten eine Kreditfrist eingeräumt. Dies machte es den Kaufleuten möglich, die Waren abzusetzen und mit dem daraus angefallenen Erlös dann die übernommene Lieferung zu bezahlen und gleichzeitig neuerlich einen Kredit für die nächste Ware aufzunehmen. Der Vorteil bei dieser Art von Geschäften war, dass den Händlern die Abnahme von wesentlich größeren Mengen ermöglicht wurde und somit auch die Produktion von Messing aus den Salzburger Werken und der

daraus erlöste Gewinn gesteigert werden konnte.

Um solche Kredithandel überhaupt durchführen zu können, war natürlich eine übermäßige Liquidität bei der Haupthandlung Voraussetzung. Mit dem Beginn der Blütezeit des Messinghandels - das war gegen Ende des 30-jährigen Krieges, also rund zwei Jahrzehnte nach der Übernahme des Messingwerkes durch den Salzburger Erzbischof - ermöglichte die stetig ansteigende Konjunktur, dass die hohen Ausgaben für den Ankauf der Rohmaterialien kein Problem darstellten und das trotz verzögerter Einnahmen des Bargeldes. An Debitoren, also an Händlern, die ihre Geschäfte mit der Haupthandlung über Kredite laufen ließen, sind zum Beispiel im Jahre 1677 126 an der Zahl überliefert.^[20] Als aber Mitte des 18. Jahrhunderts die Geschäfte zurückgingen, mussten zwangsläufig auch die Kreditgeschäfte eingeschränkt werden. Weil man auch wegen der Knappheit des eigenen Geschäftskapitals nicht mehr allzu lange die ausstehenden Zahlungen entbehren konnte, mussten auch die bisher üblichen Kreditfristen von 6 Monaten stark verkürzt werden.

Aufgelöst wurde diese Behörde zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als das geistliche Reichsfürstentum Salzburg mit seinen Erzbischöfen als Landesherren durch die Säkularisierung zu bestehen aufgehört hatte.

Rohstoffe

Wie oben schon erwähnt, war die Haupthandlung in Salzburg dafür verantwortlich, die Rohstoffe für die Erzeugung des Messings in den beiden Messingwerken Oberalm und Ebenau zu beschaffen. Die Aufbringung der beiden Metalle Kupfer und Zink war jedoch kein leichtes Unterfangen, da die Kupfervorkommen im eigenen Land nur sehr gering waren und folglich heimisches Kupfer für die Salzburger Metallverarbeitung nicht im erforderlichen Ausmaß vorhanden war. Zudem gab es in Salzburg überhaupt kein Zinkvorkommen, sodass man für dessen Erwerb gänzlich auf das Ausland angewiesen war.

Kupfer

Der Bezug des Kupfers kam vornehmlich aus den Tiroler Landen. Schon ab dem Jahre 1630 sind hier Kupferankäufe von den tirolerischen, bzw. damals noch in fuggerischer und später in staatlicher Hand gelegenen Bergwerken in Jenbach und vom Arlfeld, bezeugt. Aus dem Jahr 1649 gibt es eine Aufstellung, was in den

Monaten von Jänner bis Mai an Kupfer von diesen beiden Bergwerken angekauft worden ist. Insgesamt wurden 267 Zentner erhandelt.^[21] Dies sind annähernd 1 ½ Tonnen Kupfer, die von Tirol nach Salzburg und weiter in die beiden Messinghämmer Oberalm und Ebenau geliefert werden mussten. Ab dem Jahr 1649 erfolgte eine Zäsur in den reibungslos von Statten gegangenen Kupferlieferungen aus Tirol. In diesem Jahr wurde nämlich in Achenrein in Tirol ein Messingwerk begründet, das sich fortan zu einer immer stärker werdenden Konkurrenz für Salzburg, sowohl für den Ankauf von Kupfer als auch für den Vertrieb von Ebenauer und Oberalmer Messing herauskristallisieren sollte. Zu dieser Zeit war das Kupferbergwerk in Schwaz der größte Tiroler Kupferlieferant für Salzburg. Mit dem Messingwerk Achenrein hatte nun Schwaz einen weiteren großen Hauptabnehmer, der auch im Sinne der Tiroler Landesherrn mit der Menge der Lieferungen zu bevorzugen war. Selbstverständlich wirkte sich dies auch auf die Preisgestaltung aus, die zunehmend immer höher wurde. Durch geschicktes Taktieren konnten die Beamten der Salzburger Haupthandlung zwar noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts das Kupfergeschäft mit den Tiroler Bergwerken zu einigermaßen annehmbaren Bedingungen für sich weiterführen, doch dann machten sowohl die immensen Preissteigerungen als auch die von den Tiroler Landesherrn angeordneten Ausfuhrverbote von Metallen sowie die hohen Mautabgaben den Ankauf von Tiroler Kupfer nicht mehr rentabel, sodass den Geschäftsverbindungen mit Tirol ein Ende gemacht werden musste. Ähnlich erging es der Beschaffung von Kupfer aus der Steiermark und Kärnten. Bezogen wurde hier das Kupfer aus dem Bergwerk in Kalwang, das sich vormals im Besitz der Stainhausers befand und nach dem Konkurs vom Stift Admont übernommen worden war. Weitere Bergwerke waren in Öblarn in der Steiermark und in Fragant in Kärnten. Doch auch in diesen Ländern wurde durch den großen Kupferbedarf der dort gegründeten Messingbetriebe, wie zum Beispiel des Werkes in Frauenthal bei Graz, und durch die eingreifenden Regulierungen der steirischen und Kärntner Landesherrn die Bedürfnisse Salzburgs soweit zurückgedrängt, bis schließlich ebenfalls Mitte des 18. Jahrhunderts die Salzburger Messingwerke nur mehr auf ihre heimischen Kupfervorkommen zurückgreifen konnten. Die Kupferschürfe in den Abbaugebieten von Mühlbach, von Lend, in den Tauern bei Brenntal sowie Großarl waren aber für den Bedarf zu gering. Und obwohl noch intensiv nach weiteren Kupfervorkommen in den Salzburger Bergen gesucht worden war, war doch die Belieferung der Oberalmer und Ebenauer Werke nicht bedarfsdeckend, womit auch der Weiterbestand von

Oberalm und Ebenau stark gefährdet war. Um der Schließung zu entgehen, wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts zusätzliches Kupfer aus den oberungarischen Bergwerken geholt. ^[22]

Zink (Galmei)

Mit ähnlichen schwierigen Geschäfts- und Konkurrenzbedingungen, wie sie beim Erwerb des Kupfers aufgetreten waren, mussten sich die Haupthandlungsbeamten auch beim Kauf des Zinkerzes (dem Galmei) auseinandersetzen. Galmei war der gebräuchliche Name für das heute als Zinkspat bekannte Mineral. Der Gehalt von Zink im Zinkspat kann zwischen 20 % und 50 % variieren. Für die Messingherstellung verwendete man Galmei noch bis ins 19. Jahrhundert, obwohl seit Ende des 18. Jahrhunderts auch durch Zusammenschmelzen von Kupfer und metallischem Zink Messing günstiger hergestellt werden konnte. Der in Ebenau verarbeitete Galmei stammte aus Tirol, Kärnten und Bayern. Als im 18. Jahrhundert auch die Galmeibesorgung problematisch wurde, fand man zusätzlich im Bergwerk von Auronzo in Venetien einen neuen Lieferanten. ^[23]

Herstellung von Messing

Ebenau erzeugte verglichen mit anderen Messingwerken ein ganz besonders qualitätsvolles Messing und übertraf deshalb auch im Verkauf seiner Produkte die ausländischen Konkurrenzwerke. Da Ebenau zu den frühesten Messingherstellern im heutigen österreichischen Raum gehörte, sammelte sich auch im Laufe der Zeit viel Erfahrung und Wissen bei der Erzeugung des Messings an. Die im Ausland später gegründeten konkurrierenden Messingbetriebe waren natürlich daran interessiert, dieses Know-How der Ebenauer Werke auch in ihren Betrieben nützen zu können. Trotz vieler, zumeist vergeblicher Versuche, die erfahrenen Werksarbeiter durch gute Arbeitsverträge von Ebenau in ihre Werke abzuwerben, um von deren Wissen profitieren zu können, gelang es ihnen nicht, die Betriebsgeheimnisse Ebenaus zu entlocken. Was nun wirklich das Geheimnis der Messingerzeugung in Ebenau ausmachte, das ist auch heute noch ungeklärt. Wahrscheinlich waren es mehrere Faktoren: möglicherweise die Bauweise der Schmelzöfen, die Schmelztemperatur, die Schmelzdauer und so weiter. Nur in einem Punkt kennen wir den Unterschied. Während in Ebenau ein Gemisch aus zerschlagenem Kupfer und zerstoßenem Galmei gemeinsam mit der Holzkohle in einen Gusstiegel gegeben und dann im Ofen geschmolzen wurde, wurde in den

sonst üblichen Verfahren, das Kupfer und der Galmei von der Kohle unterfeuert.^[24] Obwohl Ebenau sein Geheimnis wohl behüten konnte, half dies letztendlich nicht, die konkurrierenden Messingwerke auszuschalten, denn auch diese hatten sich eben von jungen unerfahrenen Betrieben zu Meistern ihres Faches entwickelt.

Die Herstellung von qualitativ hochwertigem Messing benötigte also viel fachmännisches Wissen, aber auch Körperkraft. Denn die Schmelzung von Kupfer und Galmei zu Messing und dessen Weiterverarbeitung war harte Arbeit. Mehrere Schmelz- und Arbeitsschritte waren dafür nötig.^[25] Die Schmelzung der Rohmaterialien wurde im Messingbrennhaus vorgenommen. Den Messingschmelzern standen dafür zwei große Schmelzöfen zur Verfügung und zwar ein Zentnerofen und ein Halbzentnerofen. Die Bezeichnung der Öfen weist schon auf die Mengen des Rohmaterials hin, die zur Schmelzung gebraucht wurden. Im größeren Ofen wurde ein Zentner Kupfer (56 kg) mit 1½ Schaff Galmei (ca. 135 Pfund = ca. 75,6 kg) verschmolzen. Im kleineren Ofen wurde nicht nur weniger Masse verarbeitet, sondern auch die Mischung hatte ein anderes Verhältnis, nämlich ein halber Zentner Kupfer (28 kg) und ein Schaff Galmei (90 Pfund = 50,4 kg).^[26]

Als Beispiel für die Jahresleistung dieser beiden Öfen möge das Jahr 1686 dienen: 818 Zentner (45.808 kg) wurden auf dem Zehntnerofen und 116 Zehntner (6.496 kg) Galmei auf dem Halbzehntnerofen verschmolzen.^[27] Die Schmelzung von Kupfer und Galmei zu gutem Messing erfolgte in zwei Prozessen. Aus der ersten Schmelzung, die nach dem „geheimen“ Verfahren der besonderen Mischung und Feuerung erfolgte, wurde das sogenannte Stückmessing gewonnen. Die ganze Schmelzprozedur dauerte durchschnittlich 12 Stunden. Von diesem Stückmessing wurde der größte Anteil weiterverarbeitet, nur ein sehr geringer Teil fand in diesem Stadium bereits seinen Weg in den Handel.

Der nächste Schritt galt der Verfeinerung des Stückmessings. Dabei wurde dem zerkleinerten und noch durch den ersten Vorgang heißen Stückmessing wiederum Galmei und Messingabfallprodukte, die beim Herstellungsverfahren angefallen sind, beigegeben und dann nochmals im Schmelzofen zwischen neun und zwölf Stunden erhitzt und zu Schlag- und Drahtzainen geschmolzen.

Diese Schlagzaine waren stangenförmige Messingstücke und wurden im Messinghammer zu Blechen verschiedenster Stärken geschlagen. Im speziellen Rauschgoldhammer wurde die dünnste Art der ausgeschlagenen Messingbleche, das sogenannte Rauschgold angefertigt. Hierbei wurden etwa 40 bis 80 übereinander gelegte papierstarke Bleche zu hauchdünnem Rauschgold ausgeschlagen. Als dieses Rauschgold, das als billiger Ersatz für Blattgold verwendet wurde, im Handel immer weniger gefragt war, ging man Mitte des 17. Jahrhunderts von seiner Produktion ab. Für besonders große Messingplatten wurde das „Sattelmessing“ erzeugt, das seinen Namen von seiner sattelähnlichen Krümmung erhalten hatte.

Die Drahtzaine wurden ebenfalls auf einem eigenen Hammer ausgeschmiedet und in der „Drahtmühle“ von Wasser betriebenen Scheren in Stücke geschnitten und zu Drähten mit vorerst noch größerem Durchmesser gezogen. Ein Teil davon kam als sogenannter Musterdraht in den Verkauf. Dieser war zur Verarbeitung in feinere Drähte bestimmt und kam zu diesem Zweck in die Scheibenzieherei. Dort wurden die Drähte im Zieheisen durch verschieden große, bzw. dünne Löcher gezogen. Die auf diese Art ausgezogenen Drähte von unterschiedlicher Stärke wurden auf Scheiben aufgewickelt und kamen so in den Handel.

Ein weiterer wichtiger Arbeitsschritt war auch noch die Reinigung des Messings, das durch den Schmelzvorgang mit einer schwarzen Oxidationsschicht überzogen war. Im Schaberhaus wurde das Messing mit Weinstein oder Schwefelsäure gebeizt und zugleich glatt geschabt, damit es seine goldene Farbe erhielt.

Produkte des Ebenauer Kupfer- und Eisenwerkes

Neben der Herstellung von Messingblechen und Messingdrähten nahm die Erzeugung von Schusswaffen in Ebenau eine ganz besonders herausragende Stelle ein. Schon bereits zur Zeit der Gründung des Messingwerkes war der Landesherr Paris Lodron interessiert, eine solide Waffenproduktion für das Land Salzburg einzurichten. Nur zu sehr verständlich, wenn man bedenkt, dass sich damals fast ganz Europa im Dreißigjährigen Krieg befunden hat. Als die Familie Klett, eine der berühmtesten und besten Büchsenmacherfamilie, kriegsbedingt ihre Heimatstadt Suhl in Thüringen verlassen musste, nahm Erzbischof Paris Lodron die Gelegenheit wahr und siedelte sie 1635 in Ebenau an. Waffenerzeugnisse aus der Werkstatt der Familie Klett hatten die Salzburger Erzbischöfe schon lange bezogen. Doch nun stellten sie den Kletts dafür die

Rohrschmiede zur Verfügung. Durch drei Generationen hinweg bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts fertigte nun die Familie Klett die begehrten Waffen in Ebenau an.^[28]

Es wurde im erzbischöflichen Messingwerk Ebenau zwar hauptsächlich nur Massenware, hergestellt, doch war es auch vereinzelt mit der Ausführung von speziellen Aufträgen befasst. Insbesondere natürlich, wenn es darum ging, Wünsche der Salzburger Erzbischöfe zu erfüllen. Ein Beispiel einer solchen Spezialanfertigung ist das Salzburger Glockenspiel, das Erzbischof Johann Ernst von Thun erbauen ließ. Die Messing- und Eisenteile für das Triebwerk, das die Klöppel in Gang setzt, wurden in Ebenau erzeugt. Mit der Errichtung dieses Spielwerkes war der Salzburger Hofuhrmacher Jeremias Sauter beauftragt, der sich im Sommer des Jahres 1702 mindestens vier Mal nach Ebenau begab, um die Herstellung der Teile zu überwachen. Zur Unterstützung der Werksarbeiter hat der Erzbischof eigens zwei Schmiedemeister von der Festung Hohensalzburg abgestellt, die sich den gesamten Sommer über in Ebenau aufhielten.^[29]

Absatzmärkte

Bis auf die Waffenerzeugung gingen aus dem Messingwerk Ebenau fast nur Halbfabrikate in den Handel. Große Absatzmärkte für die Produkte fanden sich in Italien und Venedig, wo eigens eine salzburgische Verkaufsfaktorei eingerichtet war, die den Weiterverkauf organisierte. Durch die Handelsbeziehungen der Hafenstadt mit dem Orient gelangte sicherlich auch Ebenauer Messingware in den kleinasiatischen Raum und Südeuropa. Auch im Gebiet der heutigen Schweiz und Süddeutschland war man am Kauf des Ebenauer Messings interessiert. Ein großer Abnehmer war zum Beispiel Nürnberg. Auch in die österreichischen Lande wurde Messing geliefert. Nur ein geringer Anteil verblieb im Inland.

Die Verarbeitung der Bleche und Drähte zu Gebrauchsgegenständen wurden von speziellen Handwerkern übernommen, die eher für den kleinen Einzelverbrauch arbeiteten. Und so konnte sich in Hallein sogar eine eigene Industrie entwickeln, nämlich die der Nadelerzeuger, der sogenannten Sperlmacher.^[30] Aber noch viele andere tägliche Gebrauchsgegenstände und Geräte wurden aus dem Ebenauer Messing hergestellt und kamen in den Handel. Darunter finden sich Haushaltsgeräte wie Töpfe, Kellen, Ölkännchen, Kaffeemühlen, Mörser, Schellen, Glocken, Kerzenleuchter und sogar medizinische Instrumente, wie das

sogenannte „Blutstöckl“. Auch Scheren, Türbeschläge, Türschlösser mit Schlüssel gehören zu der großen Palette von Gegenständen, die im Ebenauer Werk hergestellt wurden.

Energiezufuhr:

Das Messingwerk benötigte zur Befuerung seiner Schmelzöfen Unmengen an Holzkohle, die wiederum aus dem Holz der Umgebung, dem Döllererwald, Stögerwald, Gartenberg und Filbling gewonnen wurde.^[31] Aber auch für die Regulierung der Bachläufe, für den Antrieb der Hämmer und die Drahtmühlen wurde Holz benötigt. Dieser riesige Bedarf war für die umliegende Bevölkerung von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Musste doch das Holz nicht nur geschlägert, sondern auch transportiert werden. Und sogar eine eigene Berufssparte, nämlich die des Köhlers bildete sich heraus. Als später der benötigte Holzbedarf nicht mehr gedeckt werden konnte, mussten zusätzliche Energiequellen angezapft werden. Diese fand Ebenau im Koppler Moor. Mit der Schließung des Werkes in Ebenau verlor die umliegende Bauernschaft auch diese Einnahmequelle.

Verwaltung und Personalstand

Zu Höchstzeiten waren im Messingwerk Ebenau an die 60 Arbeiter beschäftigt (1693).^[32] Die Leitung hatte der Verweser inne, der sowohl für die technischen als auch administrativen Angelegenheiten zuständig war. Er war verantwortlich für alle Entscheidungen, die er im Zusammenhang mit dem Messingbetrieb traf.

Der Verweser war für die Leitung des Betriebes voll und ganz verantwortlich. Von ihm wurde einerseits eine fundierte Sachkenntnis verlangt, aufgrund derer er jeden Schritt in der Produktion kontrollieren konnte, andererseits hatte er auch alle administrativen Arbeiten zu erledigen. Dazu zählten u. a. genaue Buchführung und Abrechnungen. Außerdem war er auch für die Versorgung der Arbeiter mit Lebensmitteln verantwortlich. Und somit war er auch noch als Metzger für die Fleischausgabe zuständig und ein Pächter arbeitete für ihn in der werkseigenen Mühle. Außerdem gehörte zu seinen Aufgaben auch noch die Führung des Wein- und Bierwirthshauses in Ebenau. Untergebracht war dieses in seinem amtlichen Verweserhaus. Dass der Verweser auch Wirt war, war zu dieser Zeit nicht sehr ungewöhnlich. Auch im Eisenverhüttungswerk in Flachau gab es denselben Fall. Hier besorgte auch der Verwalter des Werkes das

Wirtsgeschäft.^[33] Jedenfalls durfte der Ebenauer Verweser den finanziellen Ertrag aus seinen drei Nebenbetrieben (Metzgerei, Mühle, Wirtshaus) für seinen persönlichen Gebrauch nutzen.^[34]

Im Laufe des 200 jährigen Bestehens des erzbischöflichen Messingwerkes in Ebenau war es eigentlich nur drei Mal zu Entlassungen von Verwesern gekommen, weil diese die Verwaltung des Messingwerkes für ihre eigenen Interessen ausgenutzt hatten. Der korrupteste unter diesen dreien war der Verweser Peter Strasser, der ab 1665 sein Amt versah. Jahrelang drangsalierte er seine ihm unterstellten Arbeiter, zahlte ihnen ihre wohlverdienten Löhne kaum aus, sondern behielt sie für sich selbst zurück. Er vernachlässigte die Aufsicht der Arbeitsproduktion und hielt sich die meiste Zeit nur in seinem eigenen Wirtshaus auf, wo er, selbst als Trunkenbold bekannt, seine Arbeiter dazu zwang, ihren geringen Lohn zu versaufen. All die vielen von den Arbeitern bei der Haupthandlung und beim Erzbischof eingereichten Beschwerden, dass Strasser seine Aufgaben als Verweser sträflich vernachlässige und gegen die Arbeiterschaft gewalttätig vorgehe, zeigten viele Jahre hindurch keine Wirkung. Erst als im Türkenkriegsjahr 1683 Strasser mit der Erzeugung einer bestellten Kugellieferung für Waffen an den erzbischöflichen Hof nur zum geringen Teil nachkam, setzte es endlich die schon längst fällige Konsequenz. Strasser wurde seines Amtes als Verweser in Ebenau enthoben.^[35]

Eine Folge der Strafmaßnahmen war, dass ab diesem Zeitpunkt die Ausübung des Metzgerei- und Wirtsgewerbes von den Verweseraufgaben getrennt wurde. Von da an besaß nun Ebenau ein eigenes Wirtshaus, den späteren Karrerwirt.^[36]

Das Personal im Messingwerk setzte sich aus einer Vielfalt von Fachleuten zusammen. Beschäftigt wurden Messingschmelzer, Messingschlager, Drahtschmiede, Drahtzieher, Scheibenzieher, Galmeistampfer, Eisen- und Kupferschmiede, Nachtwächter und Zimmerleute. Diesen standen bei ihrer Arbeit selbstverständlich jeweils einige Gesellen, Lehrlinge und Zureichbuben zur Seite. Den leitenden Fachkräften wurde neben dem Lohn, der sich zumeist nach der Menge der produzierten Ware richtete, eine freie Wohnung in den Werksfabriksgebäuden und ein jährliches Holzdeputat zugestanden. Da es in Ebenau damals kaum andere Unterbringungsmöglichkeiten gab als die in den Werksgebäuden, spielte sich das Privatleben auf engstem Raum ab. Die Arbeiter

lebten ja nicht allein hier, sie hatten auch Familie. So kamen zum Beispiel im Jahr 1696 durchschnittlich auf 16 Wohnungen 27 Parteien, sodass sich zum Großteil zwei Familien eine Herdstelle teilen mussten.^[37]

Soziale Einrichtungen

Die Bedeutung jeder einzelnen Fachkraft und selbstverständlich auch die Gewichtigkeit ihrer Gesamtheit für die Wirtschaftlichkeit eines so großen Betriebes machte es auch aus, dass sie, wie man heute sagen würde, eine große Lobby für die Durchsetzung ihrer Bedürfnisse gegenüber ihrem erzbischöflichen Arbeitgeber bilden konnten.

Ganz besonders hervorzuheben ist hier der für sehr fortschrittliche Gedanke der Ebenauer Arbeiterschaft: Sie forderte nämlich die Errichtung einer eigenen Schule in Ebenau für ihre Kinder. Da das Messingwerk für das Erzbistum Salzburg ein so bedeutender Wirtschaftsfaktor war und die Förderung der Bildung des Arbeiternachwuchses positive Auswirkungen auch auf den Betrieb haben musste, wurde die Bitte der Ebenauer erhört und 1670 eine Schule in Ebenau gegründet.

Aber der Einfluss der Ebenauer Arbeiter war nicht nur auf den Bildungsbereich groß, sie setzten auch gegen den Willen des Thalgaauer Pfarrers, zu dessen Pfarre Ebenau gehört hatte, durch, dass in Ebenau um 1700 eine Kirche errichtet wurde.^[38] Möglicherweise war dieser Wunsch nach einer eigenen Kirche auch eine Folge des großen Brandes in der Messingbrennerei im Jahr 1698. Denn die Kirche wurde 1704 der Schutzherrschaft des hl. Florian anvertraut.

Da die schwere Arbeit in den einzelnen Sparten, wie in der Schmelze, an den Hämmern etc. nicht ungefährlich und sicherlich auch der Gesundheit nicht allzu zuträglich war, waren von der Arbeitgeberseite gewisse Zugeständnisse bei Krankheit und frühzeitiger Arbeitsunfähigkeit wegen erlittener Unfälle bei der Arbeit gemacht worden. So wurden in solchen Fällen zum Teil die Arztkosten für die Betroffenen übernommen oder es wurde ihnen ein Gnadengeld, also eine Art Pension, zugestanden. Trotz alledem war dies aber keine ausreichende Versorgung für die arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter. Zu ihrer eigenen finanziellen Unterstützung gründete die Ebenauer Arbeiterschaft im Jahre 1696 eine so genannte Bruderlade.^[39] Solche Bruderladen waren damals charakteristisch für die Bergwerksleute und gingen in ihren Anfängen auf das

Jahr 1495 zurück. Sie können als der Beginn des heutigen Kranken- und Pensionsversicherungswesens angesehen werden. Die einzelnen Arbeiter zahlten jährlich einen gewissen Beitrag in die Bruderlade ein, und aus der Kassa dieser Bruderlade wurde im Notfall nicht nur den Arbeitern, sondern auch ihren Familienmitgliedern finanzielle Unterstützung zuteil. Auch noch nach der Auflösung des Messingwerkes im Jahre 1844 bestand diese Bruderlade fort, denn sie wurde an die Arbeiter beim weiter existierenden Eisenhammer übertragen. Als aber im Jahre 1875 auch der Eisenhammer eingestellt worden war, blieb die Bruderlade dennoch weiterhin bestehen. Zahlungsbestätigungen daraus sind noch aus dem Jahre 1917 erhalten. Damals wurden noch drei Witwen und eine Waise aus der Bruderlade versorgt, allerdings nur mehr mit kleinen Beträgen. ^[40]

Auflösung des Messingwerkes

Das Messingwerk Ebenau, das seit seinen Anfängen unter dem Handelshaus Stainhauser und später unter Erzbischof Paris Lodron einen steten wirtschaftlichen Aufschwung genommen und von 1650 an seine Blütezeit erlebt hatte, musste ab der Mitte des 18. Jahrhunderts gegen seinen Abstieg kämpfen. Sowohl die Messingerzeugung in Ebenau als auch die in Oberalm war in doppelter Hinsicht abhängig vom Ausland. Die für die Erzeugung von Messing notwendigen Rohstoffe mussten fast zur Gänze aus dem Ausland eingekauft werden, und die Produkte mussten wiederum im Ausland oder durch das Ausland zum Abnehmer gebracht werden. Als 1740 in den österreichischen Erblanden der Staat in den meisten Messingwerken den Betrieb in die Hand nahm, durften dort die Rohmaterialien nicht mehr an die ausländische Konkurrenz verkauft werden und durch Einfuhrverbote wurde der einheimische Käufer zum Kauf inländischer Ware gezwungen. Diese merkantilistischen Maßnahmen zum Schutz der österreichischen Messingindustrie trafen natürlich den wirtschaftlichen Nerv der zum Fürsterzbistum Salzburg gehörenden Werke Ebenau und Oberalm, denen somit der leichte Zugang zum Rohstoff sowie viele Absatzmärkte entzogen wurden. Zusätzlich wirkte sich gegen Ende dieses Jahrhunderts auch noch die Finanzpolitik Erzbischofs Hieronymus Colloredo auf die Beschleunigung des Niedergangs aus, der in die ohnehin unergiebigere salzburgische Bergbauindustrie kaum noch großzügige Investitionen tätigte. Nicht unbedeutende Auswirkungen auf die Produktion und den Handel mit Messing brachten dann auch noch die politischen Verhältnisse gegen Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts mit sich. Als staatlich geführter Betrieb hatte das Messingwerk Ebenau unter der

napoleonischen Zeit mit ihren kriegerischen Ereignissen, der Säkularisierung des Landes Salzburg und nicht zuletzt unter der fünfmaligen Veränderung der Staatszugehörigkeit Salzburgs zwischen den Jahren 1803 und 1816 schwer gelitten. Wegen Unrentabilität war bereits 1805 das Messingwerk in Oberalm geschlossen worden. Die Verhältnisse der Messinghütte von Ebenau verschlechterten sich auch nach der 1816 erfolgten endgültigen Angliederung Salzburgs an Österreich weiterhin. Das Ebenauer Werk war damals in Besitz des k.k. Montanärars übergegangen. Die Betriebskosten zur Aufrechterhaltung des Werkes und die Ausgaben für die Arbeiter übertrafen bei weitem die Einnahmen aus der Messingproduktion. Sie verschlangen nicht nur die jährlichen Erträge des Kupfer- und Eisenhammers, sondern sie bewirkten überdies einen jährlichen Verlust von 2000 fl und manchmal sogar einen noch größeren.^[41] Und aus diesem Grund musste das Messingwerk im Jahre 1844 stillgelegt werden.^[42] Das Gebäude wurde für eine mäßige Erweiterung des Eisenhammer- und Kupferhammerbetriebes adaptiert. Auch Beschäftigte des aufgelassenen Messingwerkes fanden hier Arbeit. Und die noch vorhandenen Messinggeräte im Wert von 70.324 fl wurden an den Meistbietenden, allerdings unter dem Nominalwert, versteigert.^[43]



Abb 3: Das Eisenhammerwerk Ebenau 1874. Original: SLA, Fotosammlung C 02606. Reproduktion: SLA.

Der Eisenhammer im 19. Jahrhundert

Der Betrieb des Kupfer- und des Eisenhammers wurde aber weiterhin aufrechterhalten und ausgebaut. Ursprünglich dienten die Hämmer für die innerbetriebliche Versorgung des Messingwerkes mit Werkzeugen. Doch während das Messingwerk mit stetig sich vergrößernden Verlusten zu kämpfen gehabt

hatte, war der Gewinn aus dem Kupfer- und Eisenhammer stetig angestiegen. Für den Kupferhammer wurde das Kupfer aus Großarl, Lend und Mühlbach angeliefert, und man konnte jährliche Gewinne von 500 - 600 fl verbuchen. Der Eisenhammer, der den Rohstoff aus Werfen bezog, arbeitete zunächst mit wechselndem Erfolg. Doch bald kam es auch hier zu einem gewaltigen Aufschwung. Die Ursachen für den Höhenflug waren damals nicht nur in den herabgesetzten Roheisenpreisen zu suchen, sondern vor allem in der hohen Qualität der Produkte und des dadurch bedingten raschen Absatzes. Die Nachfrage war so groß, dass trotz ununterbrochenen Betriebes die Aufträge kaum bewältigt werden konnten. Dies warf jährliche Erträge von 1500 - 2000 fl ab.^[44] Also investierte das österreichische k.k Montanärar in die betriebliche Entwicklung des Ebenauer Hammerwerks und errichtete 1850 ein Frischeisenwerk, das aus zwei Frischfeuern und zwei Streckhämmern und einem Kupferhammer bestand. Die Betriebsanlage wurde von der k.k. Hammerverwaltung Ebenau geleitet und beschäftigte bei 50 bis 60 Arbeitskräfte. Hergestellt wurden hauptsächlich Schmied- und Streckeisen sowie Kupferartikel.^[45] Sukzessive wurde die Erweiterung des Hammerwerkes vorangetrieben, denn bereits 1857 berichtet der Werksschematismus von einem Holzpuddelofen, einem Gaspuddelofen, zwei Abschweiß- und einem Frischfeuer, einem Streck- und einem Blechwalzwerk mit Turbinenbewegung, einer Zeug- und Werksschmiede, einer Adjustierwerkstätte, einer Modellierwerkstätte und Zimmerhütte, einem Kupferhammer mit drei Schlägen, einer Werksköhlerei (Neuhäusl), einem Torfstich im Koppler Moor für 2 bis 3 Millionen Ziegel sowie von zwei Amtsgebäuden- und einem Wohnhaus im Ort Ebenau. Vergrößert hat sich auch der Personalstand, der sich aus drei leitenden Beamten und 95 Arbeitern zusammensetzte, darunter waren ein Puddlingsmeister, ein Walzwerkmeister, ein Werksführer, ein Zeugschmied, ein Werkshutmann, ein Zimmermeister, ein Kupferhammermeister, ein Abschweißführer, ein Frischerführer, ein Zeugschmiedvorgeher, ein Torfstecher und ein Manipulationszögling. Die Jahresproduktion belief sich auf 2.208 Zentner (à 50 kg) Prügeleisen und Blechflammen, 202 Zentner Streck- und Walzwerkwaren im Gesamtwert von 116.894 fl sowie 202 Zentner Kupferbleche und vertiefte Ware im Wert von 17.118 fl.^[46]

Im Jahre 1870 trat für das Hammerwerk in Ebenau eine bedeutende besitzrechtliche Veränderung ein. Wegen der geänderten wirtschaftlichen

Verhältnisse und der technischen Neuerungen bei der Erzeugung und Produktion von Eisen waren für das Werk die Alternativen, entweder es still zu legen oder in private Hände zu veräußern. Da die k.k. privilegierte Salzburg-Tiroler Montanwerksgesellschaft in Wien Interesse für das Werk zeigte, wurde der zweite Weg gewählt und es ging 1870 in deren Besitz über. Zu diesem Zeitpunkt bestand die gesamte Betriebsanlage des Walz- und Blechwerkes in Ebenau aus einem Holz- und Torfpuddelofen, einem Patschhammer, einem Holzgasschweißofen, einem Dampfhammer, zwei Holzdarrkammern, einem Schnellfrischfeuer, einem Grobhammer, einem Blechglühofen, einem Stabeisen- und einem Blechwalzwerk, einer Turbine, mehreren Wasserrädern, drei Scheren, einer Appreturwerkstätte, einer Zeugschmiede mit vier Feuern und zwei Hammerschlägen, einer Zirkularsäge, einer Schleifmühle einem Schlackenpocher und dem Koppler Torfstichbetrieb. Und während man zunächst noch durchaus von einer neuen Blütezeit dieses Werkes wegen der guten Absatzmöglichkeiten der hier erzeugten Eisenwaren in die Kronländer, nach Deutschland und Italien sprechen konnte, wurde diese jäh durch den „Schwarzen Freitag“ in Wien, den Börsenkrach und die beginnende Weltwirtschaftskrise 1873 gestoppt.^[47] Die dadurch bedingte Zahlungsschwäche der Kunden, die ausländische Konkurrenz und das nicht Angebundensein an den Güterverkehr der 1860 fertig gestellten Westbahnstrecke zwangen schließlich die Gesellschaft zum Verkauf oder zur Auflassung einzelner Montanbetriebe. Letzteres Schicksal widerfuhr leider dem Eisenwerk Ebenau 1875. Sämtliche transportablen Werksbestandteile wurden der neu entstandenen Sulzau-Werfner Eisengewerkschaft überlassen und nach Werfen überstellt.^[48]

[1] SLA, HK Wartenfels, 1585 Lit. C; vgl. Heide Bauer, Die Salzburger Messingindustrie in den Hämmern Ebenau und Oberalm (1585 - 1844). Phil. Diss, masch. Univ. Wien 1970, S. 13-14.

[2] Vgl. Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 12.

[3] SLA, HK Wartenfels 1598-1599 Lit. D, vgl. Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 15.

[4] SLA, Geheimes Archiv XXV R 39; siehe zur Familie Stainhauser: Hans Ospald, Johann Stainhauser. Ein Salzburger Historiograph des beginnenden 17. Jahrhunderts (1570 - 1625), in MGSL, (110/111), 1970/1971, S. 6 - 10.

[5] Vgl. Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 22.

[6] SLA, HK Neuhaus 1655 Lit. G.

[7] Vgl., Salzburger Institut für Raumordnung und Wohnen (Hrg.), Kulturkatalog

Ebenau. Sehen. Denken. Formen. Salzburg 1998/99, Objekt Nr. 9.

[8] SLA, HK Haupthandlung 1660-1662 Lit. J.

[9] SLA, HK Haupthandlung 1699/1 Lit. B, HBM Alte Bauakte E I.01.

[10] SLA, HK Haupthandlung 1713/3 Lit. A.

[11] SLA, HK Haupthandlung 1718/2 Lit. F.

[12] SLA, HK Wartenfels 1762 Lit. D.

[13] SLA, HK Haupthandlung 1691/1 Lit. M.

[14] SLA, HK Haupthandlung 1701 Lit. A.

[15] SLA, HK Haupthandlung 1727/ Lit. G, HBM Alte Bauakte E I.01.

[16] SLA, Bergwesenmappen III.1.

[17] Vgl., SIR, Kulturkatalog Ebenau, Objekt Nr. 36.

[18] Vgl.: Ebda, Objekt Nr. 11.

[19] Siehe: Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 35 - 51.

[20] SLA, HK Haupthandlung 1677 Lit. C.

[21] SLA, HK Haupthandlung 1622 -1645 Lit. C.

[22] Siehe: Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 55 -81.

[23] Siehe: Ebda, S. 81 - 92.

[24] Siehe: Ebda, S. 113 - 122

[25] Siehe: Ebda, S. 123 - 129.

[26] Vgl.: Ebda, S. 123.

[27] Vgl.: Ebda.

[28] Vgl.: Ebda, S. 235.

[29] SLA, Landschaft: Rubrik VII Fasc. 19 Nr. 29/1; V, S. 130. Vgl. Sylvester Ebner, Ebenau und das Salzburger Glockenspiel, in: Ebenau 1182 - 1982, hg. v. Salzburger Bildungswerk. - Salzburg 1982, S. 85 - 86; Ulrike Engelsberger, Neue historische Forschungsergebnisse über die Anfänge des Salzburger Glockenspiels, in: MGSL, 142 (2002), S. 335 - 336.

[30] Siehe: Heide Bauer, Salzburger Messingindustrie, S 130 - 136.

[31] SLA, Bergwesenmappen III. 3, 4, 5; Hofbauamt 7/197.

[32] Vgl. Heide Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 245 -248.

[33] Vgl. Ulrike Engelsberger, Das Wirtshaus aus der Eisenwerkszeit, in: Chronik der Gemeinde Flachau. Die Bauerngemeinde im Strukturwandel vom Eisen- und Hammerwerk zum Fremdenverkehr, hg. v. Gemeinde Flachau. - Salzburg 1999, S. 284 - 288.

[34] SLA, HK Haupthandlung 1656 - 1659 Lit. B.

[35] SLA, HK Haupthandlung 1672 Lit. A; 1673 Lit. C; 1677 Lit. A; 1684 Lit. A;

Vgl. Heide Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 219 - 225.

[36] SLA, HK Haupthandlung 1697 Lit. A; vgl. SIR, Kulturkatalog Ebenau, Objekt Nr. 23.

[37] Vgl. Heide Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 273.

[38] SLA, HK Haupthandlung, 1670 Lit. A; vgl. Heide Bauer, Salzburger Messingindustrie, S: 295.

[39] SLA, HK Haupthandlung 1695 Lit. J; Heide Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 277 - 289.

[40] SLA, Landesausschuss II 10/04, II 57/3, II 57/4, II 57/8, II 57/9, II 57/12; LRA 1890/99 XII B 1, 1891; LRA 1910/19 XI K 05, 1914.

[41] Vgl. Salzburger Zeitung, 1. Juni 1881, Nr. 125, S. 3.

[42] Vgl.: Heide Bauer, Salzburger Messingindustrie, S. 187.

[43] Vgl. Salzburger Zeitung, 1. Juni 1881, Nr. 125, S. 4.

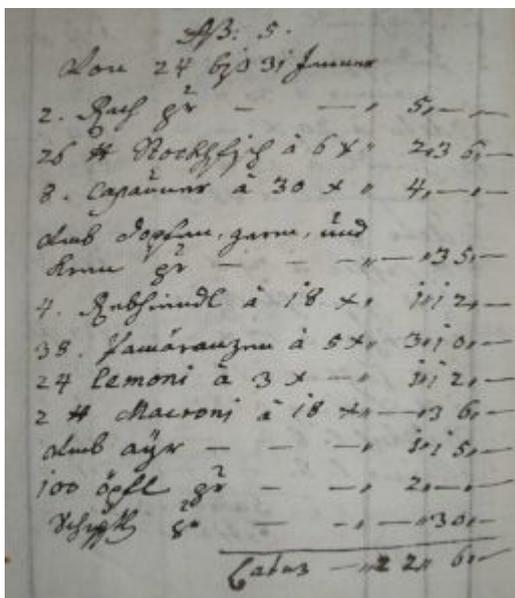
[44] Vgl. Ebda, S. 3.

[45] Vgl. Wilhelm Günther und Robert Krauß, Norisches Eisen. Montan- und Wirtschaftsgeschichte des Eisens in Salzburg. (=Schriftenreihe des Landespressebüros. Serie Sonderpublikationen, Nr. 196). - Salzburg 2004, S. 53.

[46] Vgl. Schulchronik Ebenau, Bd. 1, Auszug aus dem Schematismus 1857 - 1867, von Josef Gerscha.

[47] SLA, LRA 1860/69 XII B 5, 1870/79 B 1, 1870/79 VI D 3; vgl. Wilhelm Günther und Robert Krauß, Norisches Eisen, S. 54 - 55.

[48] Vgl. Salzburger Zeitung, 2. Juni 1881, Nr. 126, S. 4.



Speisebuch 1728

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Bitte zu Tisch! Will man wissen, wie unter Abt Placidus Mayrhauser (reg. 1704-1741) in St. Peter gespeist und getafelt wurde, lohnt ein Blick in das vorliegende Speisebuch. Ob magere Fastenspeise oder üppige Festtagskost, für jeden Geschmack findet sich etwas. Und obwohl in dieser Quelle keine Rezepte preisgegeben werden, so kann man sich anhand der erwähnten Lebensmittel und Zubereitungsarten doch ein gutes Bild von der klösterlichen Tafel machen.

Das Speisebuch wurde unter dem Küchenmeister P. Edmund Hem für das Jahr 1728 angelegt und enthält die am jeweiligen Fest- oder Fasttag zu Mittag und Abend ausgefolgten Lebensmittel. Neben der eigenen Spalte für Getreideprodukte (Semmel, „Laibl“, Roggenbrot), die aus der Stiftsbäckerei kamen und auch als Teil des Gehaltes ausgeteilt wurden, findet man vor allem zahlreiche Fleisch- und Fischarten, die in der Küche verarbeitet wurden. Rind- und Schweinefleisch stehen ebenso verzeichnet wie Wild und Geflügel, an Fasttagen Meeres- und Süßwasserfische. An Süßspeisen hatte die klösterliche Küche ebenfalls einiges zu bieten, beispielsweise Hohhippen, Wespennester,[\[1\]](#) Hasenöhrl[\[2\]](#) und verschiedene Torten. Des Weiteren durfte eine Obst- oder Gemüsebeilage (Kraut, Kohl, Salate, Apfel, Birne, Quitte, Zwetschke etc.) im klösterlichen Speiseplan nicht fehlen.

Dabei erhält man mit dieser Quelle nicht nur Einblick in die verzehrten Lebensmittel, sondern auch in den gepflegten Personenkreis, der neben den geistlichen und weltlichen Konventsangehörigen mitunter Gäste und Bedürftige einschloss. Als Beleg für die im Sinne der christlichen Caritas gepflegte Armenfürsorge stehen Brot und Speiseausgaben für Arme und Bettler. Die berühmte benediktinische Gastfreundschaft schlägt sich in der Form von Gastmählern nieder, wobei zumeist der Abt mit den (hochrangigen) Gästen speiste. Dabei kam es auch vor, dass für diese Tischgesellschaft des Abtes das Fastengebot gebrochen wurde und an einem Fishtag auch Fleischgerichte serviert wurden. Für den restlichen Konvent, das heißt die Klostersgemeinschaft, galt diese Ausnahme freilich nicht.

Nicht zuletzt spiegelt sich auch der liturgische Jahresablauf in den Aufzeichnungen der Klosterküche wieder. So wurde beispielsweise am

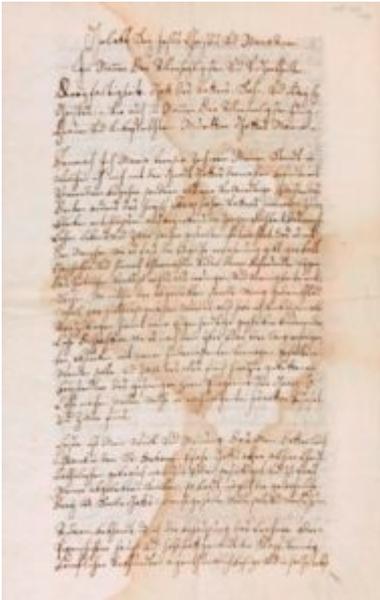
Ostersonntag, dem wichtigsten christlichen Hochfest, dem Konvent und zehn Gästen zu Mittag neben dem Voressen[3] noch 3 Fleischpasteten, 4 Schnepfen, 8 Vögel, 6 Kapaune, 3 Zungen sowie süßer Salat und Biskottenherzen gereicht.

Der Küchenmeister hatte dabei die wichtige Aufgabe die Lebensmittelversorgung und die Zubereitung zu organisieren und für das leibliche Wohl der Tischgemeinschaft zu sorgen. Pater Edmund Hem (1686-1753) übte dieses Amt von 1727 bis 1731 aus. Ein Zeugnis seiner Arbeit und Hinweis auf eine gute Ordnung in der Küche liefert das vorliegende Speisebuch, das in dieser Form für die Barockzeit in Salzburg eine Besonderheit darstellt.

[1] „Verschiedene Arten von Gebäck. in dieser Bedeutung vorwiegend im bair.-österr. bezeugt: Gogelhopf *est laganum testaceum in orbem crustatum, alias Wespennest Stieler stamb. (1691)*“, Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 29, 612, s.v. Wespennest; „Wegen der Ähnlichkeit der Gestalt wird auch ein Gebackenes von Mehl, Eyern, Milch, und Butter, ein Wespennest genannt.“, Johann Christoph Adelung, Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart Bd. 4, 1510, s.v. Wespennest.

[2] „Unter Gebäcknamen kommt auch Hasenöhrlein vor“. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 10, 539, s.v. Hasenöhrlein. Bair.-österr. Schmalzgebäck.

[3] „Landschaftlich hat das Wort besondere Bedeutungen angenommen: ‚ein Gericht, das nach der Suppe und vor dem Rindfleisch aufgetragen wird, gewöhnlich besteht es aus zerschnittenen Eingeweiden‘“; Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 26, 1012, s.v. Voressen.



Das Testament der Maria Theresia Zechner

Entstehungszeitraum: 1774-1910

Entstehungsort: Salzburg

Objektart: Fotos, Plakate, Kunsthandwerk

Autor:

Artikel-Autor: Christian Flandera

Material:

Größe:

Standort/Signatur: Salzburg Museum Inv.-Nr. K 1120-49, BIB PLA 9093, BIB PLA 9050, 2058-2005, Foto 44017, Foto 19499 (Ausschnitt)

Physisch benutzbar: ja

Literatur:

Zeitungen & Zeitschriften:

Das Vaterland

Fachblatt der Friseur-, Raseur- und Perückenmacher-Genossenschaft in Wien

Neue Wiener Friseur-Zeitung

Pfarrmatriken von Mülln, St. Andrä, St. Blasius und St. Johannesspital

Salzburger Chronik

Salzburger Volksblatt

Salzburger Zeitung

Salzburgischer Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender

Beiträge & Bücher:

Günther G. Bauer (2009). Mozart. Geld, Ruhm und Ehre, Bad Honnef.

Friedrich R. Besl (1997). Haarpflege im Wandel der Zeiten. Scherer und Barbier, Peruquier und Friseur im Land Salzburg (59-73). in: Salzburger Volkskultur/November 1997.

Peter Kramml und Sabine Veits-Falk (2006): Die medizinische Versorgung der Stadt Salzburg am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der frühen Neuzeit: Ärzte, Apotheker, Bader und Wundärzte sowie Hebammen - Spitäler und Lazarette (85-137). in: Medizinische Ausbildung und Versorgung zur Zeit des Paracelsus. 54. Paracelsustag 2005, Salzburg.

M. von Starzenbach (1782): Vorzüge und Verdienste der Perückenmacher und Friseurkunst, darinnen nicht alleine das theoretische sondern auch das praktische der Kunst von den Firsiern, und den dazu nöthigen Instrumenten ausführlich und getreulich mitgetheilet wird, Wien.

Susanna Stolz (1992). Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg.

Maria Theresia Zechner, die Tochter einer angesehenen und wohlhabenden Halleiner Bürgerfamilie, begründete in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts den Orden der Halleiner Schwestern Franziskanerinnen (früher: Halleiner Schulschwestern). Die Halleiner (Schul-)Schwestern sind der einzige Orden, der auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Salzburg entstand und bis in die Gegenwart aktiv ist.

Maria Theresia Zechner und die Gründung des Ordens der Halleiner Schwestern-Franziskanerinnen (HSF)

Die Gründerin des Ordens der Halleiner (Schul-)Schwestern-Franziskanerinnen (Maria) Theresia Zechner wurde am 23. Juni 1697 in Hallein geboren und starb ebendort am 19. Januar 1763. Sie entstammte einer überaus angesehenen und wohlhabenden Bürger- und Handelsfamilie. 1721 trat sie in den Dritten Orden des hl. Franziskus ein und legte im darauf folgenden Jahr bei den Franziskanern in Salzburg die Profess ab.

Um diese Zeit lebte sie bereits gemeinsam mit ihrer Mutter und einer Bekannten, die beide ebenfalls dem Dritten Orden beitraten, in ihrem Haus in Hallein, wo sie sich der Elementarbildung von Mädchen aus benachteiligten sozialen Schichten

widmeten, die sonst keinerlei Möglichkeit zum Erwerb von Bildung hatten. Diese erhielten anfangs eine handwerklich-praktische Ausbildung, später wurden auch verschiedene Schulfächer unterrichtet.

Die Bemühungen der Stifterin und ihrer Nachfolgerinnen um die offizielle Anerkennung als geistliche Gemeinschaft blieben das ganze 18. Jahrhundert hindurch vergeblich. 1758 wurde von Erzbischof Siegmund von Schrattenbach (1753-1771) aber immerhin die Duldung ihrer „Versammlung“ ausgesprochen.

1821 erhielt die Schule des Schwesterninstituts, das die allgemeine Aufhebung des Dritten Ordens von 1782 überdauert hatte, das Öffentlichkeitsrecht. Damit war die rechtliche Angererkennung seitens der weltlichen Behörden erfolgt. Diejenige der kirchlichen Behörden wurde zwei Jahre später mit der Verabschiedung der ersten Statuten für das Regelhaus durch das fürsterzbischöfliche Konsistorium am 5. Februar 1823 wirksam. Die Approbation als religiöser Orden im Sinn der Stifterin mit der Ablegung feierlicher Gelübde war damit jedoch noch immer nicht realisiert. Dies war erst im Juni 1904 der Fall, als die Kongregation der Halleiner Schulschwestern dem Franziskanerorden aggregiert wurde. Zwei Jahre zuvor hatten sie durch Erzbischof Johannes B. Katschthaler (1900-1914) zum ersten Mal gedruckte Statuten erhalten. Dieser gestattete ihnen 1911 auch, die ewige Profess abzulegen.

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte die Ausbreitung der Schwesterngemeinde über Hallein hinaus. Auf Initiative der Kaiserinwitwe Karoline Auguste (1792-1873) entstand zunächst 1845 eine Niederlassung in Wien-Erdberg. Danach wurden rasch hintereinander weitere Filialen gegründet. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden über 40 Filialen. Dazu kamen ab 1934 Niederlassungen in Bolivien und Argentinien.

Im April 1940 wurde das gesamte Vermögen der Kongregation wegen „volks- und staatsfeindlicher Betätigung“ zugunsten des Reichsgaus Salzburg eingezogen. Das Mutterhaus in Hallein wurde beschlagnahmt und musste am 15. Mai 1940 endgültig von den letzten Schwestern geräumt werden. Sie erhielten es auch nach dem Ende des 2. Weltkriegs nicht restituiert.

Vorübergehend fanden sie eine Unterkunft in Schloss Aigen, bevor ihnen 1948 das im frühen 17. Jahrhundert erbaute Schloss Emsburg in der Stadt Salzburg übergeben wurde, das bis 2012 der Sitz des Generalats der Halleiner (Schul-

)Schwestern war. Im Juni 2010 verkauften die Schwestern die Emsburg; Ende 2012 wurde der Ordenssitz nach Schloss Kahlsperg in Oberalm verlegt.

Weitere Niederlassungen in der Erzdiözese Salzburg gibt es in der Stadt Salzburg, Hallein, St. Johann im Pongau, Altenmarkt, Abtenau und Vigaun. Insgesamt zählt der Orden derzeit rund 120 Mitglieder.

Die „Wiege“ des Ordens

Das eigenhändig geschriebene Testament Maria Theresia Zechners umfasst knapp sechs Seiten und gliedert sich in 19 Punkte. In Punkt 5 ihres Testaments vermachte sie ihr Haus - genannt das *Lerchner-* oder *Pixenschiffter Hauß* - mitsamt der Hofstatt, der gesamten Einrichtung und allem sonst noch vorhandenen Vermögen den Schwestern vom 3. Orden des hl. Franziskus, die bereits darin wohnten oder künftig wohnen würden. Sie äußerte die Hoffnung, dass die Gemeinschaft durch den Eintritt weiterer „Jungfrauen“ in das Haus anwächst, wobei es für die neu Eintretenden ebenfalls möglich sein sollte, ihr Vermögen einzubringen.

Als Gegenleistung wünschte sie sich von ihren präsumtiven Erbinnen, dass diese zum allgemeinen Wohlgefallen standes- und regelgemäß leben, eifrig beteten und Gott dienten. Ihre geistlichen Beistände sollten Franziskanerpatres aus Salzburg sein. Für die Bestellung eines ebenfalls erforderlichen weltlichen Verwalters ersuchte sie den Halleiner Magistrat, einen Stadtrat oder sonst geeigneten Bürger dafür zu bestellen. Dieser sollte u. a. auch im Einvernehmen mit einem Pater für die Einhaltung der Ordensregeln seitens der Schwestern Sorge tragen.

1712 hatte Maria Theresia Zechners zum zweiten Mal verwitwete Mutter in Hallein das erwähnte Haus erworben und ihr 1727 übergeben; es wurde später als „Wiege“ der Halleiner Schwestern bezeichnet.

Der letzte Wille Maria Theresia Zechners

Sollten sich beim Tod der Erblasserin und ihrer derzeitigen Mitschwester - ihrer Mutter Maria Theresia Triebenbacherin und Schwester Elisabeth Stöcklin - keine weiteren Schwestern finden, die in dem Haus leben wollten, so sollte zunächst einmal zehn Jahre gewartet werden und erst nach Ablauf dieser Frist das Haus samt Fahrnis *in höchsten werth verkhaufft* werden und der Erlös mit dem übrigen Kapital für eine Reihe von genau aufgelisteten Legaten herangezogen werden:

Die Stadtpfarrkirche in Hallein sollte für zwei ewige Seelenmessen 300 fl erhalten, die Bruderschaften und Augustinerpatres insgesamt 100 fl, weiters die Franziskaner in Salzburg für Almosen 100 fl; dem Bürgerspital und dem Bruderhaus in Hallein vermachte sie je 50 fl, dem Armensäckel 100 fl, den Schwestern vom 3. Orden in Hallein, auch wenn sie das Haus nicht übernehmen wollen, 100 fl und falls vor Ort keine Schwestern dieses Ordens ansässig sein sollten, so sollte dieser Betrag den Tertiärinnen in Salzburg zukommen. Die restliche Summe sollten schließlich in drei gleichen Teilen die Augustinerpatres in Hallein, die Franziskaner in Salzburg und die Kapuziner in Radstadt für Seelenmessen erhalten.

Die Intention, die Maria Theresia Zechner mit dem Testament verfolgte, war, die von ihr ins Leben gerufene Initiative abzusichern. Nach ihrem Tod 1763 wurde das Testament offiziell anerkannt, so dass die Schwesterngemeinschaft das Erbe tatsächlich antreten konnte.